

offenes ist. Dies ist nicht bloß im Sinne der Kommunikation als Mitteilung zu interpretieren. Die Kommunikation als Mitteilung an einen anderen ist etwas Praktisches, sie kann unter Umständen fehlen und muß von der Kommunikation mit einem anderen getrennt werden, die dagegen in jedem sprachlichen Akt vorausgesetzt wird. Die Sprache ist nämlich immer, auch als primäre Sprachschöpfung, auf einen anderen ausgerichtet.

2. Als Tätigkeit des jeweils relativen Subjekts ist die Sprache zwar Erfassung und Gestaltung der Welt, jedoch keine Interpretation der Welt und auch kein Schaffen von möglichen Welten. Dagegen ist die Dichtung immer absolut, und sie schafft auch gerade andere mögliche Welten. Die Dichtung ist also als Verabsolutierung der Sprache zu interpretieren, eine Verabsolutierung, die jedoch nicht auf der sprachlichen Ebene als solcher erfolgt, sondern auf der Ebene des Sinnes der Texte. In der Dichtung wird nämlich all das durch die Sprache Bedeutete (Personen, Situationen, Handlungen usw.) wieder zu einem *signifiant*, dessen *signifié* eben der Sinn des Textes ist. In dieser Hinsicht spricht z. B. Kafka eigentlich nicht über Gregor Samsa, sondern mittels Gregor Samsa über etwas anderes; auch Gregor Samsa ist in dieser Hinsicht nur ein *signifiant*.

3. Die Sprache als solche hat zwar Bedeutung aber keinen ‚Sinn‘: sie ermöglicht nur allerlei Sinne, die jedoch erst in Texten vorkommen. Daher sind auch die Texte nicht bloß als Sprache als solche zu interpretieren, sondern als eine höhere Modalität des Sprachlichen, bei der die Sprache als solche zum Ausdruck für Inhalte höheren Grades wird. Dieser Tatsache muß die Textlinguistik Rechnung tragen, wenn sie ihrem eigentlichen Objekt gerecht werden will.

ERSTE DISKUSSION

TEXTLINGUISTIK — IHR SPRACH- WISSENSCHAFTLICHER ORT UND IHRE FUNDIERUNG

Vorlagen:

Peter Hartmann, Textlinguistik als Aufgabe der heutigen Sprachwissenschaft

Siegfried J. Schmidt, ‚Text‘ und ‚Geschichte‘ als sprachphilosophische Fundierungskategorien. Grundlage und Perspektiven transphrastischer Analysen

Vorsitz: *Eugenio Coseriu*

COSERIU. — In der Vorlage von P. Hartmann geht es um eine Erweiterung der heutigen Linguistik durch eine Linguistik des Textes. Diese Erweiterung scheint zweierlei zu bedeuten. Einerseits handelt es sich eigentlich um eine neue Dimension der ganzen Linguistik, wobei nicht etwa Probleme des Textes neben anderen Problemen ihren Platz fänden, sondern der Text als Gesichtspunkt die ganze Linguistik beträfe und dann jede linguistische Disziplin von diesem Gesichtspunkt aus anders einzurichten wäre. Andererseits geht es aber auch um eine Erweiterung im üblichen Sinne, d.h. um eine weitere Sektion der Linguistik, die ‚Textlinguistik‘. Es werden in diesem Zusammenhang die hauptsächlichen Probleme und Möglichkeiten dieser Linguistik erwähnt, einmal das Problem der Abgrenzung oder Definition des Textes als des Grundbegriffes der vorgeschlagenen Linguistik, sodann Probleme der Abgrenzung bzw. Definition der Textgattungen und der besonderen ‚Grammatikalität‘ der Texte, letzteres unter fast generativem Gesichtspunkt, d.h. im Hinblick auf Regeln zur Herstellung der Texte.

Gegenüber diesem Vorschlag, Textlinguistik als neue Dimension und als Erweiterung der Linguistik zu begreifen, scheint nun auch eine andere, dreifache Unterscheidung möglich, wobei

die Textlinguistik in ihren drei möglichen Formen als jeweils parallel zur Linguistik der Sprachen aufzufassen wäre. Man kann nämlich an erster Stelle an eine *allgemeine Linguistik des Textes* denken (verschiedene Punkte der Vorlage scheinen sich gerade auf eine solche Textlinguistik zu beziehen), die z. B. nach dem Text als solchem fragt, nach seinen möglichen Regeln, nach dem, was den Text vom Satz unterscheidet usw. Diese Textlinguistik wäre also der auf die Sprachen bezogenen allgemeinen Sprachwissenschaft parallel. In Verbindung damit stünde dann eine historisch und deskriptiv ausgerichtete Textlinguistik, die *Linguistik eines jeden Textes*, wobei der Begriff ‚Text‘, in diesem Fall, parallel zum Begriff ‚Einzelsprache‘ wäre; so wie wir Grammatik, Lexikon usw. einer Sprache beschreiben, müßte auch eine Beschreibung für jeden Text geliefert werden. Als drittes hätten wir schließlich eine *Linguistik der Textarten* in Form einer Typologie auf Textebene (analog zur Sprachtypologie), auf die sich auch P. Hartmann zu beziehen scheint.

Zuzustimmen ist, wenn P. Hartmann für die Textlinguistik das Problem der Übersetzung in Anspruch nimmt, das meistens leider innerhalb der Theorie der Sprachsysteme, wo es nicht am Platze ist, behandelt wird, und zwar zum Schaden der Theorie der Übersetzung, die dadurch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Probleme der Übersetzung sind zwar im einzelnen über das Sprachsystem zu lösen, es sind aber jeweils Probleme eines jeden Textes, denn es geht gerade darum, den jeweiligen Text als solchen zu verstehen und ihn dann mittels eines anderen Sprachsystems wiederzugeben.

Dagegen bleibt in der Vorlage P. Hartmann ein wichtiges — man möchte sagen das wichtigste — Problem der Textsemantik unerwähnt. Es ist dies außerdem ein Problem, das gerade auch für die Konstituierung der Textlinguistik grundlegend ist. Wenn wir nämlich dem Sprechen den semantischen Begriff ‚Bezeichnung‘ zuordnen, d. h. den Bezug auf das Außersprachliche, und dem Sprachsystem den Begriff ‚Bedeutung‘, dann müssen wir dem Text als weiteren semantischen Begriff den ‚Sinn‘ zuschreiben, der ihm allein als einem Gesamtzeichen zukommt. Nicht völlig klar geworden ist mir, in welcher Weise das Problem der Abgrenzung der Texte gestellt ist, wenn P. Hartmann von dem,

„was einen Text (eventuell: bestimmter Sorte) zum Text macht“, spricht (§ 7). Möglicherweise liegt hier eine Verwechslung von zwei verschiedenen Fragen vor, von der Frage der Abgrenzung des Textes als eines linguistischen Gegenstandes überhaupt und derjenigen der Textsorten oder Textarten. Ob und wieweit die erste Frage, d. h. die Frage nach dem, was einen Text zum Text macht, beantwortet werden kann, läßt sich vorläufig kaum entscheiden. Es ist verhältnismäßig leicht, andere Begriffe der Sprachwissenschaft gegenüber einem übergeordneten Begriff zu definieren und abzugrenzen; so ist z. B. der höchste Begriff der einzelsprachlichen deskriptiven Linguistik, der Satz, gerade in bezug auf den Begriff ‚Text‘ definierbar. Aber, gibt es etwas oberhalb des Textes, anders gesagt: gibt es einen Bezugspunkt, der dann für den Text gilt, damit wir auch den Text auf dieselbe Weise definieren können? Mir scheint eher, daß wir mit dem Text gerade zu den Grenzen des Sprachlichen bzw. Linguistischen kommen, da wir jenseits der Texte nichts mehr finden, und daß wir deshalb den Begriff ‚Text‘ vielleicht als einen ursprünglichen Begriff annehmen müßten.

In der Vorlage von S. J. Schmidt wird der Versuch unternommen, die transphrastische Analyse innerhalb eines erweiterten wissenschaftlichen Modells zu präzisieren, das einen besonderen Begriff der ‚Geschichte‘ einbezieht und innerhalb dessen die Texte in Verbindung mit dem allgemeineren Begriff ‚Handlung‘ zu interpretieren wären.

S. J. Schmidt glaubt, daß eine der wichtigen Neuerungen der letzten Jahre im Bereich der Sprachwissenschaft gerade die Ansätze zu einer Textlinguistik seien. Er möchte dies auf Anregungen vonseiten der Sprachphilosophie zurückführen, z. B. von WITTGENSTEIN und von anderen Philosophen ähnlicher Ausrichtung, weiterhin auf Argumente der Phänomenologen, wonach die Sprache zunächst als Text gegeben sei, auf gewisse Schwierigkeiten der Konstituentenanalyse und auf die Notwendigkeit, sprachliche Bedeutungsleistungen als in größeren Zusammenhängen integriert anzusehen.

Der Hauptteil der Vorlage führt den Begriff der ‚Geschichte‘ ein, und zwar in dem vom traditionellen Gebrauch abweichenden

Sinn eines ursprünglichen Phänomens und eines Ausgangspunkts der philosophischen Überlegung überhaupt. Ich weiß nicht, ob S. J. Schmidt diesen Begriff der Geschichte (oder der Geschichten, innerhalb derer die einzelnen Fakten ihren eigentlichen Sinn erhalten) zu Recht als parallel oder als analog zum Begriff des Sachverhalts bei WITTGENSTEIN betrachtet; demnach würden sich allerdings Fakten oder Ereignisse innerhalb der Geschichte oder der Geschichten diesen gegenüber so verhalten wie Dinge gegenüber Sachverhalten, die Ereignisse würden ihren Sinn erst als Bestandteil einer ‚Geschichte‘ erhalten, so wie die Dinge ihren Sinn als Bestandteile eines Sachverhalts erlangen. In derselben Hinsicht wird dann das Verhältnis sprachlicher Fakten zum Text interpretiert: der Parallelisierung von ‚Geschichte‘, ‚Sachverhalt‘, ‚Text‘, entspräche die Zuordnung von ‚Ereignissen‘, ‚Dingen‘ und ‚sprachlichen Elementen‘. Auch die Elemente der Sprache, wie sie von der traditionellen und klassifikatorischen Linguistik festgestellt werden, kommen nicht isoliert, sondern in Texten vor, durch die sie überhaupt erst ihren Sinn erhalten.

Der zweite Begriff, den S. J. Schmidt — in Anlehnung an J. von KEMPSKI — gebraucht, ist der schon erwähnte Begriff der ‚Handlung‘, durch den sich die Wirklichkeit für den Menschen konstituiert. Freilich wird dieser Begriff in der Vorlage nicht so allgemein interpretiert, wie dies bei KEMPSKI der Fall zu sein scheint, sondern eher in soziologischer Hinsicht, insofern die Handlung innerhalb der sozialen Verhältnisse durch Verständlichkeit charakterisiert und somit in gewisser Hinsicht der Sprache ähnlich sei. Aus diesem Grunde schlägt S. J. Schmidt einen erweiterten Begriff der „allgemeinen Grammatik“ vor, der die Regelmäßigkeiten sowohl des sprachlichen als auch des nichtsprachlichen Handelns meint, wobei die Begriffe des Normalen und des Normativen für ihn fast identisch zu sein scheinen.

Aus der spezifischen Verwendung der beiden Begriffe ‚Geschichte‘ und ‚Handlung‘ ergeben sich nun in bezug auf die Analyse der Texte eine Reihe von Konsequenzen. Hier kommt vor allem der Unterscheidung von verschiedenen Ebenen und dem Begriff ‚Filter‘ Bedeutung zu. Letzterer könnte sich nämlich bei der Feststellung und Klassifizierung der sprachlichen Abweichungen, des sprachlich Nichtannehmbaren oder „Irrtüm-

lichen“ als brauchbar erweisen: je nach Art der Fehler ließe sich feststellen, auf welcher Ebene ein ‚Filter‘ nicht funktioniert hat, ob z. B. auf der Ebene der Nennfunktion, auf der der Kombinationen im Satz oder auf der der Gruppierung von Sätzen, ob auf der Ebene des Kontextes oder auf der der Situation. Ich möchte bezweifeln, daß wir durch die Anwendung dieses Begriffes bei der systematischen Untersuchung sprachlicher Abweichungen viel gewinnen können.

Was die eigentliche Konstituierung der Textlinguistik betrifft, so erscheint mir die Vorlage von S. J. Schmidt nicht sehr ergiebig. Es werden darin im wesentlichen dieselben Probleme angeführt wie in der Vorlage von P. Hartmann, in der jedoch die ganze Problematik wesentlich klarer zu Tage tritt.

Bedenken möchte ich zu zwei allgemeinen Punkten äußern. Der erste Punkt betrifft die historische Interpretation der Textlinguistik und der sprachwissenschaftlichen Problematik überhaupt. Auch die Sprachwissenschaft steht geschichtlich in bestimmten Zusammenhängen wie die „Ereignisse“ von S. J. Schmidt; auch die sprachwissenschaftlichen Fragestellungen erhalten ihren eigentlichen Sinn erst in ihren historischen Zusammenhängen. Nur scheint mir, daß gerade dieser Punkt in der Vorlage von S. J. Schmidt nicht berücksichtigt wird. Die von ihm festgestellten Zusammenhänge der Textlinguistik gehören oft in eine andere Problematik, die mit der Fundierung dieser Linguistik kaum etwas zu tun hat. Dagegen vermißt man oft in der Vorlage gerade die wirklichen historischen Ansätze zu einer Textlinguistik. Die Behauptung z. B., daß die Sprache als konkretes „Sprechen“ vorliegt, steht in der Geschichte der Sprachwissenschaft in anderen als den angeführten Zusammenhängen; sie wird seit HUMBOLDT immer wieder aufgestellt, und zwar von der eigentlich HUMBOLDTschen Linie der Sprachwissenschaft. Deshalb sehe ich nicht ein, wieso die Textanalyse oder die Linguistik des Textes etwas den Anregungen zu verdanken hätte, die von WITTGENSTEIN kommen; mir scheint vielmehr, daß die textanalytischen Ansätze bei WITTGENSTEIN in höchstem Maß steril sind und daß wir über andere, viel wichtigere und produktivere Ansätze verfügen. Es sei nur an die Analyse von Texten als sog. „Stilistik der Rede“ (oder „des Textes“) erinnert,

wie sie durch den sprachwissenschaftlichen Idealismus begründet wurde. Außerdem betrachtet S. J. Schmidt die Behauptungen verschiedener Autoren oft nur isoliert und nicht in ihren eigenen Zusammenhängen. So glaubt er z.B., daß bei HJELMSLEV der Begriff ‚Text‘ ein Grundbegriff für die Sprachanalyse sei. Dies trifft nicht zu, denn bei HJELMSLEV ist der Text als solcher nicht etwa Objekt der Untersuchung, sondern nur Ausgangspunkt für die Entdeckung des Sprachsystems. Auch die Stellungnahme von H. WEINRICH hat wohl nicht ganz den Sinn, den ihr S. J. Schmidt zuschreibt (sie ist zudem nicht völlig kohärent, denn einerseits geht es bei ihr um die Textbezogenheit der ganzen Semantik, andererseits wird — in demselben Zitat — die Wortsemantik durch eine Textsemantik ergänzt). Im übrigen ist allgemein zu bemerken, daß ein radikaler Unterschied besteht, ob man sagt, der Text sei Ausgangspunkt und Material der Linguistik (wobei die linguistische Analyse gar nicht die Texte betreffen würde, sondern die Sprachsysteme), ob man die These vertritt, jedes sprachwissenschaftliche Problem sei auf den Text zurückzuführen (wie z.B. im Falle des VOSSLERSchen Idealismus), oder ob man neben der Linguistik der Sprache auch eine Linguistik des Textes fordert.

Den zweiten Punkt halte ich für theoretisch wichtiger, denn er bezieht sich nicht einfach auf die Zusammenhänge der Sprachwissenschaft, sondern auf die Zusammenhänge der Sprache selbst. Mir scheint nämlich, daß die Fundierung der Sprache im Gesamtverhalten des Menschen, von der S. J. Schmidt spricht, eigentlich nur die *praktische Fundierung des Sprachgebrauchs* und nicht die Fundierung der Sprache ist, d.h. daß die Problematik der Sprache als einer ‚Handlung‘ unter verschiedenen anderen gerade nicht die Sprache *als solche* betrifft, daß wir durch diese Fundierung nicht zum Problem der Sprache als solcher gelangen können, etwa zu der Frage, warum es überhaupt Sprache gibt und wir uns nicht einfach mit dem nichtsprachlichen Handeln begnügen. Wenn die Auffassung von S. J. Schmidt ein solches Problem überhaupt zuläßt, so nur, indem die Sprache auf ihre instrumentale Möglichkeit, auf die Verwendung des schon Gegebenen reduziert wird. Der Begriff ‚Handeln‘ (oder besser ‚Tätigsein‘) ließe sich zwar akzeptieren, aber dann als

Begriff des freien Handelns, der freien Tätigkeit, bei dem die Sprache nicht an erster Stelle in ihrer Instrumentalität erscheint, sondern sich zunächst die Frage des ursprünglichen Schaffens dieses sog. Instruments stellt und von der Instrumentalität der Sprache ganz abzusehen ist (denn die Sprache, in dieser Hinsicht, wird eben nicht als Instrument geschaffen). Ich halte Überlegungen, die die Sprache im praktischen Verhalten des Menschen und nicht in seinem theoretischen Verhalten fundieren, zwar nicht für falsch, jedoch für einseitig; man hat dadurch nur die Sprache als praktisches Phänomen, als Sprachgebrauch, und nicht etwa als Kategorie im Blick. Vom Gesichtspunkt des Praktischen aus muß nun alles einfach als praktisch erscheinen. In dieser Sicht erscheint z.B. auch die Dichtung einfach als eine Möglichkeit des Sprachgebrauchs unter anderen, als eine der Formen des sog. Gesamtverhaltens, das dazu noch auf das praktische Verhalten zurückgeführt wird, da ihm z.B. eine ‚Grammatik‘ (d.h. ein schon gegebenes System von Regelmäßigkeiten) zugeschrieben wird, während das Charakteristikum des dichterischen Textes (und in gewisser Hinsicht des Textes überhaupt) gerade darin besteht, daß er nicht unbedingt einer bestimmten ‚Grammatik‘ in diesem Sinne folgt oder zu folgen hat. Es stimmt zwar, daß die meisten Texte je einem Sprachsystem entsprechen; dies ist aber für die Konstituierung des Begriffs ‚Text‘ gar nicht notwendig, denn der Text kann auch verschiedenen ‚Grammatiken‘ folgen, ja er kann sogar mögliche Grammatiken, mögliche Sprachsysteme sozusagen selbst fundieren.

Es sei außerdem bemerkt, daß die Begriffe ‚Kontext‘ und ‚Situation‘, die gerade für die Textlinguistik grundlegend sein sollten, von S. J. Schmidt nur erwähnt und nicht näher präzisiert werden. So bleibt auch das Verhältnis von ‚Situation‘ zu ‚Geschichte‘ (in dem von S. J. Schmidt gemeinten Sinn) unklar. Zu fragen ist ferner, wie nun diese für die Konstituierung der Textlinguistik grundlegenden Begriffe in den Zusammenhängen stehen, die S. J. Schmidt als historische Motivierung der Textlinguistik angibt. Vielleicht darf ich mich selbst diesbezüglich als Gegenbeispiel anführen. *...e über große Zusammenhänge*
Schon vor mehr als zwölf Jahren habe ich die, wie ich glaube, bisher ausführlichste Theorie der Kontexte und

der Situation entworfen¹. Nur hat eben diese Theorie mit den von S. J. Schmidt angegebenen Zusammenhängen so gut wie nichts zu tun, denn ich hegte damals (wie heute noch) keine besondere Sympathie für WITTGENSTEIN und hatte auch keine Ahnung von der generativen Grammatik, die übrigens zu dieser Zeit noch nicht existierte. Ich erwähne dies nicht etwa, um hier Prioritäten zu beanspruchen, sondern lediglich um zu zeigen, daß eben völlig andere Ansätze und Sprachauffassungen zu einer Textlinguistik haben führen können und zwar noch vor der generativen Grammatik (bei der ich übrigens kaum eine Linguistik des Textes finde: das einzige, was bisher in der generativen Grammatik in dieser Hinsicht behandelt worden ist, ist die Annehmbarkeit der ‚Performanz‘ und zwar nur unter Einbeziehung sogenannter gradueller Kategorien, die gar keine Kategorien sind).

Schließlich ein letztes gegen das in der heutigen Sprachwissenschaft fast zur Mode gewordene Verfahren, gewisse Begriffe, die, historisch gesehen, in eine ganz andere Richtung weisen, auf WITTGENSTEIN oder auf die generative Grammatik zurückführen. Mir ist nicht bekannt, daß Begriffe wie ‚Hierarchisierung‘, ‚Paradigma‘, ‚Funktion-für‘ usw. (Vorlage p. 33) „vor allem in den generativen Grammatiken“ vorkommen. Was in der generativen Grammatik begegnet, ist eher eine Verwechslung gerade in bezug auf die Hierarchisierung, wie diese etwa im traditionellen Strukturalismus erscheint. Wenn wir z. B. die sog. Semantik der Generativisten betrachten, so stellen wir fest, daß dort, was solche Ebenen wie Archilexem, Lexem, Redebedeutungen usw. betrifft, keine Hierarchie möglich ist. In der Vorlage lese ich übrigens „Element vs Klasse/Paradigma“; auch hier werden also die beiden grundsätzlich verschiedenen Begriffe ‚Klasse‘ und ‚Paradigma‘ verwechselt. Klassen werden eigentlich in bezug auf die Kombinationsmöglichkeit auf einer höheren Strukturebene festgestellt, Paradigmata hingegen sind die auf ein und denselben

¹ Cf. meinen Aufsatz „Determinación y entorno“, *Romanistisches Jahrbuch* 7 (1955–56), wo u. a. (pp. 31 und 33) auch der ‚Text‘, soweit ich unterrichtet bin, zum ersten Mal ausdrücklich als Gegenstand einer ‚Linguistik des Textes‘ abgegrenzt wird.

Strukturebene funktionierenden Reihen von in Opposition stehenden Elementen.

HARTMANN. — Das Motiv meiner Vorlage ist in der Tat, eine neue Perspektive für die Linguistik aufzuzeigen und damit eine differenziertere Profilierung der Linguistik als Wissenschaft zu erreichen. ‚Profil‘ soll heißen, daß eine Wissenschaft mehrere differenzierte Gesichtspunktebenen hat, wobei eine davon die der textbezogenen Linguistik ist, und das soll die neue Perspektive sein. In der Tat würde dann wichtig werden, was E. Coseriu andeutete, daß wir uns hinbewegen auf eine Linguistik nicht mehr des Systems, sondern der Verwendung von Systemelementen usw. Die Parallelisierung zwischen allgemeiner Linguistik des Textes und der Sprache, der Linguistik eines einzelnen Textes und einer Einzelsprache, sowie einer Linguistik der Textarten in Relation zur Sprachtypologie würde ich voll unterschreiben.

Die Ermittlung einer Typik der Texte, d. h. von Textgattungen, ist genauso notwendig wie eine Typik der Sprache. Somit erlaubt die Textebene eine Umformulierung der drei linguistisch üblichen Bezeichnungen ‚Sprache‘, ‚Einzelsprache‘ und ‚Sprachtyp‘: Bei aktualisierter Sprache ergibt sich ‚Text‘, ‚Einzeltext‘ und ‚typischer Text‘. Eine so orientierte Verwendungslinguistik würde dann auch das Problem der Übersetzung (Behandlung von Textpaaren) in den Griff bekommen, weil in der Übersetzung die Verwendung eines Systems die Hauptrolle spielt. E. Coseriu hat mit Recht gesagt, daß es unzureichend ist, beim Übersetzungsproblem mit systemorientierten Ansätzen zu operieren, weil man dann nur über die Frage spricht, ob sich Systeme gegenseitig übersetzen können, was völlig gleichgültig ist.

Zu Einzelfragen: Kritik fand die Formulierung „bessere Form der Semantik“, da der Begriff des Sinnes unberücksichtigt bleibe. Mit „besserer Semantik“ ist gemeint, daß so etwas wie ‚Sinn‘, was oft mehr intuitiv so bezeichnet wird, durchaus zu strukturieren ist; so daß man nunmehr zeigen kann, wie zu ‚Bezeichnung‘ und ‚Bedeutung‘ noch ‚Sinn‘ als Ebene hinzukommt; wenn man nämlich Texte erstellt und nicht bloß Wörter verwendet.

Ein weiterer kritischer Punkt war das Problem der Abgrenzung der Texte und der Vermischung der Betrachtungsebenen; ist

„Text“ nicht ein ursprünglicher Begriff? Diese Frage ist wohl im Augenblick nicht zu beantworten, sondern zunächst interdisziplinär zu diskutieren. Im ganzen dürfte „ursprünglicher Begriff“ dem entsprechen, was eigentlich zu zeigen war: daß nach einem Darüberliegenden oder nochmals Fundierenden von der Sprache her nicht mehr gefragt werden kann. Vielmehr ist Text selbst das sprachliche Originärphänomen, das man in einer phänomen-gerechten Linguistik an den Anfang stellen wird.

SCHMIDT. — Eben dieser vor dem Textbegriff abzusetzende Fundierungszusammenhang gab für mich den Ausschlag. Deshalb versuchte ich — natürlich sehr hypothetisch — den Begriff der ‚Handlung‘ als Fundierungskategorie einzuführen, d. h. der Ausgangspunkt war eindeutig sprachphilosophisch interessiert. Von daher lassen sich wohl einige Punkte der Kritik von E. Coseriu auflösen. ‚Text‘ und ‚Geschichte‘ sind als Fundierungsbegriffe für die Vorkommens- und Sinnmöglichkeit sprachlicher und nichtsprachlicher Handlungen gemeint. Die dem Linguisten vielleicht problematisch erscheinende Liste der Autoren, die ich befragt habe, ist nur eine Auswahl mit einigen mich interessierenden Punkten, und da glaube ich doch, daß gerade WITTGENSTEIN, der Handlungsform, Lebensform und Sprachspiele in Verbindung zu bringen suchte, für den Gesichtspunkt der Fundierung sehr viel beigetragen hat oder beitragen kann.

E. Coserius Kritik zielte darauf ab, Handlungen vom theoretischen Verhalten des Menschen zu trennen und zwar im Sinne eines behavioristischen Handlungsbegriffs, den ich gerade vermeiden wollte. Ich will versuchen, den Einwand zu entkräften, daß mein Handlungsbegriff nur den Sprachgebrauch und nicht auch die Sprache als allgemeine Kategorie fundieren könne. Es wurde in der Vorlage versucht, zu einer Charakterisierung der Handlungsfähigkeit des Menschen überhaupt zu kommen (Handlungsfähigkeit verstanden als Fähigkeit zu einem nach Regeln vollzogenen Formieren von Elementen). Ich würde unter diesen sehr allgemeinen Handlungsbegriff auch das explizite Denken, sämtliche intentionalen Bemühungen, Verhaltensweisen und Handlungen des Menschen fassen. Diese Grundstruktur: ‚Reproduzierbares Kombinieren von Elementen zu sinnvollen Kom-

plexen‘ scheint mir die allgemeinste Struktur menschlicher Handlung überhaupt zu sein.

COSERIU. — Es geht um die Erzeugung der Sprache selbst, nicht um die Kombination schon gegebener sprachlicher Elemente.

SCHMIDT. — Dem ist zuzustimmen, doch dürfte man zum Thematischen überhaupt nur dann gelangen, wenn man von dieser allgemeinen Handlungsstruktur ausgeht. Denn in dem Augenblick, wo — durch dieses allgemeine Handlungsmuster bedingt — normale Handlungsweisen zustande kommen, bilden sich Formen heraus, ohne die es unmöglich ist, reproduzierbare Handlungen zu setzen. Praktisches und theoretisches Verhalten des Menschen werden also versuchsweise auf eine grundlegende Handlungsmatrix zurückgeführt, in der formal gekennzeichnete und daher erwartbare Handlungsweisen zum systematischen Teil gehören und sozusagen als Funktion wirken. Die einzelnen Handlungselemente, die dann in Repertoires (Lexika und dergleichen) gesammelt sein können, stellen die Variablen dar, die in diese Funktion eingesetzt werden können. Nur durch Erfüllung dieser Funktion entsteht so etwas wie sinnvolles oder verständliches, weil erwartbares Handeln sprachlicher wie nichtsprachlicher Art.

Ferner wurde kritisiert, daß ‚Kontext‘ und ‚Situation‘ nur erwähnt, aber nicht präzisiert seien. Dennoch sind wohl beide für den hier angesprochenen Themenbereich genügend bestimmt: alles, was über den Geschichtenbegriff eingeführt wird, gehört, wenn es sprachlicher Art ist, als Begriff ‚Kontext‘ zu den sprachlichen Situationen; ist es nichtsprachlicher Art, zu den Geschichtensituationen. Folgendes ist wichtig: Sprache als Sprechen oder als Sprachsystem kann nur dann sinnvoll betrachtet werden, wenn man davon ausgeht, daß Sprachfähigkeit und Sprachbesitz einen Raum sprechender, miteinander kommunizierender Partner voraussetzen und implizieren; erst innerhalb dieses Raumes, der seinerseits in einem Raum von Geschichten fundiert ist, sind verstehbare Handlungen möglich. Nur wenn jemand den erwarteten Handlungsmustern genügt bzw. wenn seine Handlungen von den Partnern noch als Abweichungen oder Transformationen

verbindlicher Handlungsmuster erkannt werden können, kommt es zu sinnvollen Handlungen sprachlicher und nichtsprachlicher Art.

Der Vorwurf, ‚Klasse‘ und ‚Paradigma‘ seien verwechselt worden, ist vielleicht durch mißverständliche Ausdrucksweise ausgelöst worden. Die Begriffe ‚Hierarchisierung‘, ‚Funktion-für‘, ‚Dominanzbildung‘ usw. sind nicht aus der generativen Grammatik genommen, sondern von mir an anderer Stelle erläutert worden. Der Ausdruck „generative Grammatik“ fiel nur im Zusammenhang mit „Synthetisierungsversuche“, um die grundsätzlich andere Forschungsintention der generativen Grammatik zu kennzeichnen. ‚Klasse‘ und ‚Paradigma‘ sind durchaus in dem von E. Coseriu geschilderten Sinne gesehen, nur kam es hier darauf an, das Verhältnis des Elements zur Klasse einerseits, zum Paradigma andererseits als ein Beziehungsverhältnis der Hierarchisierung oder der Subsumption zu charakterisieren. In diesem Zusammenhang stehen dann auch ‚Funktion-für‘, ‚Funktion der Variable‘ und ‚Dominante‘.

Die Zitate wurden nur unter dem Gesichtspunkt der Fundierung angeführt. Auch die linguistische Analyse muß davon ausgehen, daß die Einheiten, mit denen sie sich befaßt, Selegate sind und damit nicht phänomenologisch, sondern nur theoretisch-analytisch angesetzt werden können. Das originäre sprachliche Zeichen, wie P. Hartmann es genannt hat, ist eben der Text; mein Versuch sollte diesen in einer noch allgemeineren Schicht fundieren.

COSERIU. — Die Antwort von S. J. Schmidt zeigt, daß seine Ausgangsposition von der meinen wesentlich verschieden ist. Er scheint der Ansicht zu sein, daß etwas deshalb verständlich ist, weil man es in gewisser Hinsicht schon erwartet. M. E. ist gerade das am wenigsten Erwartete am verständlichsten, weil es am reichsten ist. Man versteht z. B. viel mehr bei den Sprachschöpfern Homer und Shakespeare — gerade weil es völlig unerwartet ist — als bei Kommentatoren und Nachahmern von Homer und Shakespeare. Man versteht das Unerwartete, das Nicht-Normierte mehr als das Erwartete und das Normierte, bei dem sich kein Fortschritt im Verstehen zeigt.

SCHMIDT. — Mit dem Erwartbaren meine ich alles das, was zur Grammatik gehört. Was E. Coseriu im Auge hat, betrifft mehr das Semantische, und da wäre ihm zweifellos recht zu geben. Doch auch Homer würde in seiner Unerwartbarkeit unverständlich sein, wenn er sich nicht der Handlungsschemata bedienen würde, die im System der Sprache vorgeschrieben sind.

COSERIU. — Aber auch das Verstehen ist kreativ.

SCHMIDT. — Auch die Kreativität kann nur in ganz bestimmten, innerhalb einer Sprachgemeinschaft geläufigen und daher verständlichen Verfahrensweisen stattfinden.

STEMPEL. — Die Diskussion zwischen E. Coseriu und S. J. Schmidt ließe sich auflösen, wenn man beide Ansichten auf zwei verschiedene Arten von Erwartung bezöge, die allgemein das Verständnis eines Textes bestimmen. Im einen Fall handelt es sich um die ‚paradigmatische‘ Erwartung, d. h. um das Vorverständnis des Textes, ohne das ein Text, wie überhaupt jede sprachliche Äußerung, in der Tat unverständlich bliebe. Ihm zugrunde liegt allerdings nicht nur das (im engeren Sinne) Grammatische, sondern die Konventionen und Normen, nach denen sich der sprachliche Verkehr regelt. Auf einer anderen Ebene liegt die ‚syntagmatische‘ Erwartung, die sich im Verlauf eines gegebenen Einzeltextes selbst konstituiert und spezifischer Art ist. Sie kann u. U. das vom paradigmatischen Gesichtspunkt aus Unerwartete wiederum als erwartet erscheinen lassen und bedeutet in diesem Fall eine Bereicherung oder Vertiefung des Verständnisses, das hier selbst zum Ereignis wird. Beide Ebenen der Erwartung interferieren zumeist (und es ist im allgemeinen schwierig, diese Interferenz zu analysieren). Als extreme Typen können jedenfalls auf der einen Seite die Gebrauchs-, Trivial- oder Epigonaltexte angesehen werden, die die paradigmatische Erwartung restlos erfüllen, da sie nur reproduzieren, auf der anderen Seite die produktiven literarischen, die schöpferisch die syntagmatische Erwartung gegen die paradigmatische ausspielen (d. h. letztere durchkreuzen) und in bestimmten Fällen gerade dadurch eine veränderte, neue paradigmatische Erwartung erzeugen.

COSERIU. — Diese Unterscheidung würde ich gerne akzeptieren, vor allem im Hinblick auf die ‚paradigmatische Erwartung‘, wenn damit das sprachlich-systematisch Gegebene gemeint ist. Die zweite Erwartungsart müßte aber näher definiert werden. Kann man wirklich von einer einfach syntagmatischen Erwartung sprechen, wenn diese in gewisser Hinsicht auch schon sprachlich gegeben ist? Wenn man z. B. sagt: *Ich war in Konstanz während 14. . .*, so können darauf nicht Wörter wie ‚Hefte‘, ‚Bücher‘ usw. folgen, sondern nur Wörter wie ‚Jahre‘, ‚Wochen‘, ‚Tage‘ usw. Hier liegt also eine schon durch die Sprache gegebene ‚syntagmatische‘ Erwartung vor, die sich vom schon im konkreten Satz Gegebenen aus auf das noch nicht Gegebene, noch nicht Erfahrene richtet. Diese Erwartung ist jedoch nicht nur syntagmatisch, sondern auch paradigmatisch zugleich, denn in Wirklichkeit hängt sie mit Paradigmata höherer Ebene (z. B. Konstruktions- und Satzparadigmata) zusammen. In den Texten ist wiederum die von W.-D. Stempel ‚syntagmatisch‘ genannte Erwartung nicht einfach linear, denn sie erfolgt in der Globalität des Textes, so daß man den Anfang eines Textes weiter und besser versteht, nachdem man bis zum Ende gelesen hat. Diese Rückwirkungen im Verstehen sind vor allem bei literarischen Texten wichtig. Vielleicht könnte man, um nicht bei der Linearität des Syntagmatischen zu bleiben, von einer andern Art der Erwartung sprechen, etwa als interner Motivierung des Textes.

ISER. — Zum ‚Erwartungsspiel‘ ästhetischer Gegenstände hat Benbow RITCHIE in seinem Aufsatz *The Formal Structure of the Aesthetic Object*² einige aufschlußreiche Beobachtungen gemacht, die sich ohne weiteres auf literarische Texte übertragen lassen. Er geht davon aus, daß jeder ästhetische Gegenstand bzw. Text mit seinem Anfang Erwartungen setzt, die im Fortgang sowohl verändert als auch erfüllt werden müssen. Allerdings muß die ‚Syntax‘ dieses ‚Erwartungsspiels‘ so beschaffen sein, daß sich

² Benbow RITCHIE, „The Formal Structure of the Aesthetic Object“, in *The Problems of Aesthetics*, edd. Eliseo VIVAS and Murray KRIEGER, New York 1965, pp. 225—233.

Erwartungen zu einem Zeitpunkt der Lektüre erfüllen, zu dem man sie längst vergessen hat bzw. ihre Erfüllung nicht mehr für möglich hielt. Die Aktivität, die ein literarischer Text von seinen Lesern fordert, besteht im ständigen Ausgleich von *surprise* und *frustration*, die sich im Hinblick auf die anfänglich evozierte Erwartung im Verlauf der Lektüre ergeben. *Surprise* und *frustration* zeigen die unvorhersehbaren Wendungen des Textes an. Dem Leser wird dadurch eine bestimmte Tätigkeit abgefordert. Er muß die Anschlußstellen des Textes selbst suchen; dazu provoziert ihn die Beschaffenheit des Textes insofern, als die ursprünglich suggerierten Erwartungen bei gleichzeitigem Auftauchen neuer Erwartungsinstruktionen abgebaut bzw. unterlaufen werden. Vom Ende her ergibt sich dann jeweils eine andere Determinierung der Erwartungskette, als sie der Anfang bereit zu halten schien. In solchen Differenzen und den dadurch bewirkten Operationen des Lesevorgangs erblickt RITCHIE die ästhetische Valenz.

Nun aber hat RITCHIE wohl einen entscheidenden Gesichtspunkt unberücksichtigt gelassen, der in Rechnung gestellt werden muß, wenn der von ihm beschriebene Prozeß der Verdeutlichung des ästhetischen Gegenstandes dienen soll. Nach seiner Definition besäße ein literarischer Text nur im Horizont der Erstlektüre eine ästhetische Qualität, denn in der Zweitlektüre wäre das Spiel, das er mit der Erwartung treibt, so weit bekannt, daß man sich darauf einstellen könnte. Die richtige Antizipation dessen, was kommt, ist *recognition*, nicht aber ästhetische Wahrnehmung. Die Veränderungen des ‚Erwartungsspiels‘, so müßte man ergänzen, sind weithin durch die Unbestimmtheitsstellen des literarischen Textes bedingt. Diese entstehen immer dort, wo im Text die schematisierten Ansichten, die den Gegenstand konstituieren, aneinander stoßen. Die Verbindung solcher Ansichten ist oft nur schwach determiniert, ja in den meisten Fällen überhaupt ausgespart. Daraus ergibt sich ein Spielraum, der es erlaubt, die jeweiligen Ansichten in verschiedener Weise aneinander anzuschließen. Der Text ermöglicht daher mit jeder Lektüre eine nüancierte Sinnkonfiguration, denn die Besetzung solcher Unbestimmtheitsstellen wird sich immer dann ein wenig anders vollziehen, wenn ich mehr über den Text selbst weiß bzw.

bar ist. Das heißt nicht, daß jeder Text den besonderen Charakter einer ‚Geschichte‘ haben muß, die ja erst im Nachhinein, durch den geschlossenen Zusammenhang von Anfang und Ende zur Geschichte werden kann. Aber auch Texte ohne den geschlossenen Zusammenhang einer Geschichte setzen nicht nur texteröffnende und textfortführende Sätze voraus, sondern in eins damit einen absoluten oder relativen, die Wahrnehmung umorientierenden Textanfang und einen (vom Rezipienten) intendierten oder (vom Sprecher) erwarteten Textschluß. Wenn für viele Textarten nicht im Vorhinein festgelegt werden kann, wann eine Information erschöpft ist und das Gesagte faktisch sein Ende nehmen muß, schließt das doch keineswegs aus, daß der Prozeß der Textbildung wie die korrelierte Aufnahme der Information stets auf ein notwendiges oder mögliches Ziel bezogen ist, der Sinn des einzelnen Textes erst aus der Finalität oder den wechselnden Finalitäten seines Abfolgezusammenhangs erfaßt werden kann.

HARWEG. — Eine Bemerkung zu These 12 von P. Hartmann. Die dort ausgedrückte Konzeption, wonach der systembezogenen Sprachwissenschaft eine Sprachverwendungswissenschaft gegenüber- bzw. entgegengestellt werden soll, scheint mir der These 11 zu widersprechen, wo es heißt, daß ein Text oder Texte eine spezielle Verwendung eines Systems oder Code darstellen und insofern mit dem System in Verbindung stehen.

HARTMANN. — R. Harweg wäre recht zu geben, sofern man die Verwendung als eine Art Verwendungssystematik versteht. Wenn man bei mehreren Fällen von Verwendung eine Normierung oder Systematik feststellen kann, dann ist das von anderen Fällen, wo man auch Systematik beobachtet, in der Tat nicht sehr verschieden. Andererseits sollte hier ein Problemhorizont offen gehalten werden, der es erlaubt, eine Textlinguistik auch für die Literaturwissenschaft fruchtbar zu machen, indem man auch solche Texterscheinungen erfaßt, die nur als Verwendung, und zwar mutwillige Verwendung im Sinne E. Coserius, verstanden werden. Jetzt wird klar, was E. Coseriu mit „Schöpfung von Sprache“ meinte, daß man nämlich gerade durch wie immer

geartete Abweichungen einen Sinn herstellt. ‚Sprache machen‘ in diesem Sinn, in Kontext bildender Umgebung, heißt, etwas so zu machen, wie es andere nicht erwarten. Dies zu normieren oder dafür eine Systematik zu finden, ist möglich; von hier aus läßt sich eine Verwendungssystematik von Irregularitäten erstellen. Nur sollte man nicht zu schnell jede Verwendungsorte systematisieren, sondern gerade die innovative Verwendung als das Oppositum ebenso suchen und ernst nehmen. Sicherlich kann man die Instrumentalität (Sprache als technisches Mittel für jemand, der weiß, wie er sie zu verwenden hat oder der, was er nicht darf, nun grade tut; auch z. B. Syntax und Wortschatz der Bildzeitung etc.) systematisieren; aber das ist nicht der Gesichtspunkt, der hier wichtig war.

HARWEG. — Wenn die Sprachwissenschaft der Literaturwissenschaft so weit entgegenkommen will, daß sie auch die von Regularitäten abweichenden ‚mutwilligen‘ Eigenwilligkeiten beschreiben will, dann kann sie das in einem linguistisch relevanten Sinne nur so tun, daß sie diese Eigenwilligkeiten als Abweichungen von einem Normbewußtsein interpretiert und insofern wiederum auf ein System Bezug nimmt. Eine Einmaligkeit ohne Rekurs auf ein System oder eine Norm zu beschreiben, scheint mir linguistisch unergiebig zu sein.

HARTMANN. — Das ist richtig; aber es kommt darauf an, eine neue Perspektive zu charakterisieren, etwa durch den Namen ‚Sprachverwendungslinguistik‘. Die Perspektive fällt nicht mit den Mitteln zusammen, über die sie verfügt, wenn sie beschreiben will, was sie finden sollte. Das aber ist dem Linguisten nicht anders möglich als in Opposition zu dem, was sonst üblich ist. Der Ausdruck ‚Verwendung‘ sollte eine überhöhende Charakterisierung geben; Perspektive ist etwas anderes als die Deskription im Rahmen der Perspektive.

COSERIU. — Ich sehe keinen Gegensatz zwischen den Thesen 11 und 12 von P. Hartmann, dagegen einen Widerspruch eher in der Verwendung des Wortes ‚Verwendung‘. Der Text ist zwar üblicherweise und kann Verwendung eines Systems sein, doch ist dies nicht unabdingbar. Diese Selbständigkeit des Textes

gegenüber dem Sprachsystem muß in dreierlei Hinsicht betont werden. Erstens kann ein Text auch verschiedenen Systemen entsprechen. Joyce hat nämlich gezeigt, daß man auch mehrere Systeme zugleich in demselben Text verwenden kann und daß der Text dies durch eine andere Art von Einheit rechtfertigt als die sprachsystematische. Außerdem ist der Text auch nicht unbedingt Verwendung des Systems einer Sprache, er kann auch direkt Verwendung eines Sprachtypus sein. Ich denke z.B. an die Komposita mit *Inge*, wie sie bei G. Grass in einer seiner *Materniaden* erscheinen. Diese Komposita sind nicht nach den Regeln des deutschen Sprachsystems gebildet, Grass hat dabei direkt den deutschen Sprachtypus angewandt. Zweitens ist der Text zwar Ort der Verwendung des Systems, er ist aber zugleich Ort der Entstehung des Systems. Drittens können in einem Text intentionale Abweichungen von einem Sprachsystem erscheinen, die als solche einfach keinem System entsprechen und die durch den Text allein gerechtfertigt sind. So im Falle des bewußten, intentional nicht-korrekten Sprechens, etwa wenn man mit Ausländern spricht und z.B. sagt: *Jetzt wir gehen in Garten photographieren, blitzi* oder Ähnliches.

In einem anderen Zusammenhang möchte ich etwas in bezug auf die beiden Interpretationen des Begriffs ‚Objekt‘ in der Wissenschaft im allgemeinen und insbesondere in der Sprachwissenschaft hinzufügen. Ich stimme mit P. Hartmann überein, daß wir hier zwei Begriffe unterscheiden müßten. Ich habe zwar von „Ausgangspunkt“ gesprochen, was in der Tat kein glücklicher Ausdruck ist; ich hätte besser ‚Ausgangsobjekt‘ sagen sollen, zumal ich hinsichtlich des Objekts der Sprachwissenschaft die Meinungen von G. v. d. GABELENTZ und F. de SAUSSURE gegenüberzustellen pflege. Für GABELENTZ ist nämlich das Objekt der deskriptiven Sprachwissenschaft die Rede, da diese Sprachwissenschaft gerade die Rede durch die Einzelsprache — d.h. indem sie die Einzelsprache beschreibt — erklärt; er versteht also ‚Objekt‘ als ‚Ausgangsobjekt‘: als das, was man zu erklären und zu dessen Interpretation man ein Modell zu konstruieren hat. SAUSSURE hingegen behauptet, das Objekt der (deskriptiven) Sprachwissenschaft sei die Einzelsprache (*langue*), nicht die Rede. Dies bedeutet aber nicht etwa, daß ‚sich SAUSSURE

die Wissenschaft der Sprache als von der Rede völlig unabhängig vorstellt. Lediglich meint er mit ‚Objekt‘ nicht ‚Ausgangsobjekt‘, sondern ‚Zielobjekt‘. Der Unterschied zwischen GABELENTZ und SAUSSURE betrifft also nur die verschiedene Anwendung des Wortes ‚Objekt‘, denn das, was beschrieben werden muß, ist bei beiden dasselbe, nämlich die Einzelsprache (*langue*).

HARWEG. — Es besteht kein Zweifel, daß der Begriff des Sprachsystems nicht ausschließlich einzelsprachig verstanden werden darf, sondern daß man daneben noch einen universellen Begriff des Sprachsystems im Sinne vielleicht von *langage* im Unterschied zu *langue* etablieren muß. Bereits auf der Ebene des Satzes sind ja gewisse Regularitäten durchaus nicht spezifisch für das jeweilige einzelsprachliche System, und auf der Ebene des Textes sind wahrscheinlich überhaupt nur sehr wenige Regularitäten auf das System der Einzelsprache beschränkt: einige sind charakteristisch für ganze Sprachgruppen (der Unterschied zwischen Artikelsprachen und artikellosen Sprachen spielt hier eine große Rolle), und die meisten sind Realisierungen des Sprachsystems als solchen. Das impliziert dann, daß einzelsprachliche Systeme auf der Ebene des Textes (und das heißt: innerhalb ein und desselben Textes) zu mehreren nebeneinander oder gemischt realisiert werden können. Was jedoch das Beispiel Joyce betrifft, so scheint mir der dort vorliegende Fall von Sprachsystemmischung schon gewissermaßen pathologische Züge zu tragen, findet doch die besagte Mischung dort bereits auf der Satzstufe statt. Nichtpathologisch wäre interlinguale Textkonstitution dagegen in solchen Fällen, wo zwei Sprecher, von denen ein jeder die Sprache des anderen nur unvollkommen beherrscht, sich so unterhalten, daß der eine permanent in einer Sprache spricht und der andere permanent in einer anderen.

Man hätte also, um das Gesagte zusammenzufassen, ein Textphänomen, das einerseits eine Realisierung verschiedener einzelsprachlicher Systeme, andererseits aber auch eine Realisierung bestimmter Züge des Sprachsystems als solchen darstellte. Denn das Phänomen der Textkonstitution läßt sich nur unter Rekurs auf ein solches allgemeines Sprachsystem beschreiben und erklären.

COSERIU. — Texte können auch ihre eigene Tradition haben, die von der jeweiligen Sprache unabhängig ist. Ein Sonett z. B. ist eine Art Text, der eine eigene Tradition hat, in diesem Fall eine literarische. Die klassische Tragödie ist ebenfalls eine Art Text, der von jeder Einzelsprache als solcher unabhängig ist.

PREISENDANZ. — Eine Frage noch zu den Ausführungen von P. Hartmann. Wenn man abhebt auf die Abweichungen von Regularitäten, auf ein bestimmtes Verhältnis von Erwartbarkeit und Unerwartbarkeit, ist da nicht die Kooperationsmöglichkeit von Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft sehr rasch zu Ende? Denn dieses Verhältnis von Konventionellem, Erwartbarem und Nichtkonventionellem, Unerwartbarem begegnet dem Literaturwissenschaftler auf einer Ebene, wo ich mich frage, ob das noch in erster Linie als Sprachverwendung zu analysieren ist. Die unerwartete, von den Regularitäten abweichende, ‚mutwillige‘ Motivation, etwa die psychische Motivation menschlicher Konflikte bei Euripides im Gegensatz zu anderen Tragödiendichtern — ist das ein Phänomen der Sprachverwendung? Ist bei diesen so gelagerten Fragestellungen ein zusammenwirkendes Gespräch zwischen Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft möglich oder gar notwendig?

HARTMANN. — Der zweite Teil von These 5 meiner Vorlage sollte darauf antworten. In der Tat kann das kooperativ nur geleistet werden, sofern man auch hier ein Verhältnis von Formgebung und Konsequenz einsetzen würde. Ob es sich um Euripides oder Sophokles handelt — der Linguist wird annehmen, daß die beiden sich in irgend einer Weise haben ausdrücken, d. h. Texte bilden müssen, um das, was sie mitteilen wollten — auch wenn es psychische Konflikte sind — sagen zu können; denn irgend jemand verstand und versteht ja, was sie gemeint haben. Man müßte nun fragen, auf welcher Ebene der Textkonstitution das überhaupt eintritt, was man auch in diesem Zusammenhang eine Information an den Leser nennen könnte.

PREISENDANZ. — Ist es somit undenkbar, daß bei völliger Regularität, bei völligem Mangel an ‚Mutwillen‘ der Sprachver-

wendung ein ganz anders gelagerter Mutwille als der, von dem bisher die Rede war, am Werke ist? Daß der Literaturhistoriker also dort auf entschiedene Okkurrenz stoßen kann, wo für den Linguisten aus jedem für ihn spezifischen Gesichtswinkel alles rekurrent erscheinen muß?

HARTMANN. — Man kann ohne weiteres auch hier Mutwillen finden. Nur muß man dann auch sagen, und zwar frei von außertextlicher Interpretation, an welcher Stelle der Textverarbeitung, die ja mit der Textanalyse zusammen erfolgt, man ohne Intuition versteht, was gemeint ist. Auf welche Ebene das gehört, das können die Literaturwissenschaftler gerne sagen, aber sie müssen sagen, bis zu welcher Ebene sie auch dieses sprachlich, d. h. mittels textimmanenter Signalwerte erfassen und ab wann sie es nicht mehr sprachlich erfassen. Der Linguist ist kein Panlinguist, sondern im Gegenteil froh, wenn ihm die Grenze gezeigt wird, wo es mit der Linguistik aufhören würde. Aber dann müßte auch gesagt werden, ob bis dahin die Linguistik sinnvoll gebraucht wurde oder nicht, und warum nicht, und das in einer nicht intuitiven Weise.

COSERIU. — Man könnte vielleicht zu einer Einigung zwischen Literaturhistorikern und Linguisten kommen, wenn man auch den Begriff ‚Sinn des Textes‘ in die Linguistik aufnehmen würde. In diesem Fall würde man sagen können, daß der Literaturhistoriker bzw. der Literaturkritiker auch ‚Sprachliches‘ untersucht, daß er sich aber mit dem Sprachlichen nicht auf der Ebene der Bezeichnung bzw. der Bedeutung, sondern auf der Ebene des Sinnes befaßt.

HARTMANN. — Diese wird allerdings nicht einfach als solche direkt mitgeteilt. Es wäre dann erforderlich, daß man die linguistisch recht befriedigend ausgearbeitete Form der Beschreibbarkeit sprachlicher Phänomene benutzte, um zu zeigen, mit welchen Ausdrucksmitteln Sinnphänomene in Texten mitteilbar gemacht werden. Die Linguistik will ja der Literaturwissenschaft nur ein Mittel bereitstellen, sogenannte Sinnstrukturen nicht nur interpretativ zu finden, sondern sie objektivierbar zu beschreiben

Erzählung Geäußerte. Die von G. MÜLLER aufgestellten Verlaufskurven von Romanen ergeben darum noch keine semantische Strukturierung der Diachronie. Das semantisch relevante Maß der Ausführlichkeit des Erzählten ergibt sich nicht aus der Beziehung zwischen der äußerlichen Verlaufszeit und den Aufteilungen des Erzählinhalts, sondern zwischen der textimmanenten *Dauer* der Erscheinung (d. h. dem imaginierten Zeitablauf) und der *Erscheinung* dieser Dauer (d. h. ihrer Aufteilung in Untermengen oder Sequenzen). Eine solche semantische Strukturierung der Diachronie ist nicht gleichbedeutend mit zeithafter Artikulation eines Erzählablaufs: die ‚erzählte Zeit‘ kann völlig hinter dem Abfolgezusammenhang der Handlung zurücktreten. Gerade der von W.-D. Stempel gewählte Text gehört einer Gattung, dem Märchen, an, die Veränderungen zumeist gar nicht zeithaft motiviert: Figuren des Märchens werden im Ablauf der Erzählung nicht älter, noch sonst in ihrem Wesen von der Zeit affiziert, schon gar nicht durch eine Metamorphose, die umkehrbar und somit eine nicht-zeithafte Veränderung par excellence ist. Insofern scheint mir die resignierte Feststellung, daß der Versuch, die Diachronie der Erzählung in eine synchronische und damit strukturierbare Projektion zu überführen, das Prozeßhafte der Veränderung beiseite schaffe und notwendig in einer achronischen Bedeutungsanalyse ende, noch nicht ganz schlüssig zu sein. Könnte das Verfahren von W.-D. Stempel nicht doch den Prozeß einer zeithaften Veränderung strukturell erfassen, wenn anstelle einer Textart der zweiten Zeitkategorie ein Fall der dritten, von ihm nicht mehr beschriebenen Zeitkategorie gewählt würde: die erst in der Moderne vorfindliche Gattung einer Erzählung, in der die Zeit als solche thematisiert, d. h. der offene Horizont der Zukunft wieder in das erzählte Vergangene hineingebracht ist?²

COSERIU. — Die von R. Harweg genannte und von H. R. Jauff präziserte Unterscheidung zwischen ‚Erzählzeit‘ und ‚erzählter

² Zur Problematik der zeitlichen Struktur der Erzählung in der epischen Distanz und nach ihrer Aufhebung kann ich auf meine Arbeit *Zeit und Erinnerung in Marcel Prousts ‚A la recherche du temps perdu‘*, Heidelberg 1955, Kap. I A verweisen.

Zeit‘ ist noch in anderer Hinsicht von Bedeutung. Ich glaube, daß die Unterscheidung nicht nur die Zeit als Dauer der Erscheinung usw. betrifft, sondern auch das, was ich ‚Universen der Rede‘ nenne. Die Unterscheidung der ‚Universen der Rede‘ müssen wir machen, damit wir dann auch feststellen können, daß sie gerade im literarischen Werk (gleichgültig, ob narrativ oder nicht) intentional aufgehoben werden kann. Wenn z. B. Peer Gynt sagt: „Ich sterbe nicht, ich habe Takt, man stirbt ja nicht im vierten Akt“, so ist das eine intentionale Verwechslung bzw. Identifizierung nicht einfach von zwei Arten der Zeit, sondern zugleich von zwei Universen der Rede (dem empirisch-realen und dem fiktiven); oder wenn in einer Erzählung der Held auf die Frage, was der Krach auf der Straße zu bedeuten habe, von einer Frau die Antwort erhält: „Wieso? Wissen Sie das nicht? Das ist doch die Oktoberrevolution“, dann sagt sie etwas, was sie natürlich im empirisch-realen Universum, das durch das fiktive Universum der Erzählung angeblich dargestellt wird, nicht hätte sagen können. Gerade diese intentionale Identifizierung setzt nun die Unterscheidung der beiden Universen voraus.

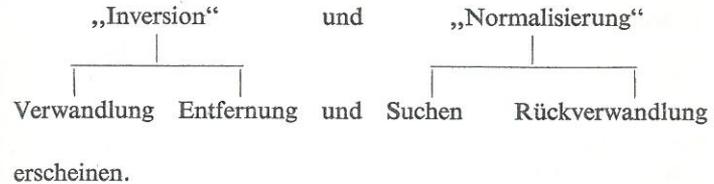
Was die Aufhebung des Diachronischen betrifft, so möchte ich wieder auf den Begriff ‚Sinn‘ des Textes verweisen. Die Bedeutungen im Text befinden sich in einer zeitlichen Abfolge; was also im Roman *Anna Karenina* geschieht, hat Zeitabfolge. Der Sinn des Romans liegt dagegen außerhalb der Zeit: auf dieser Ebene wird die zeitliche Abfolge aufgehoben. Dasselbe gilt für das Märchen von Grimm; auch hier ist die Zeit (oder die Zeitgestaltung) auf der Ebene des Sinns aufgehoben. Schließlich ist grundsätzlich zu bedenken, daß die Zeit des Erzählens an sich keine semantische Relevanz hat. Es geht aber wohl nicht allein um diese Zeit als solche; sie ist eher eine Art Funktiv einer Funktion. Wenn man von ihr überhaupt spricht, so nur deshalb, weil sie als Bezugspunkt für die erzählte Zeit gilt. Die Erzählzeit hat nur eine mögliche Richtung so wie auch die erzählte Zeit als ‚Fabula‘. Die beiden Zeiten haben immer denselben Rhythmus und dadurch gerade keinen Rhythmus. Die beiden Zeiten haben ferner keine Lücken, weder in der Fabula noch in der Erzählzeit. Dagegen kann die Zeit des ‚Sujet‘ Lücken aufweisen, und diese Lücken sind in bezug auf die Zeit der Fabula festzustellen.

Wenn etwas, was einer Person im empirischen Leben geschehen konnte bzw. mußte, einfach nicht erzählt wird oder wenn die gleiche empirische Dauer länger oder kürzer erzählt wird, so erhält dadurch die Zeit des Sujet einen bestimmten Rhythmus, und dieser Rhythmus wird in bezug auf die Erzählzeit festgestellt, besser gesagt, durch einen Vergleich zwischen der Erzählzeit und der Zeit der Fabula. Sonst könnte man von einem Rhythmus der Zeit des Sujet überhaupt nicht sprechen. Außerdem kann die Zeit des Sujet ihre eigene Abfolge aufweisen; ein Roman kann z. B. damit beginnen, daß der Held schon fünfzig Jahre alt ist, und dann das erzählen, was geschah, als er dreißig Jahre alt war, dann wieder das, was später geschieht usw., d. h. also ohne die beiden Zeiten des Erzählens und der Fabula in eine einheitliche Zeitabfolge zu bringen. Gerade diese mögliche Nichtübereinstimmung gehört zur Struktur der Erzählung und kann mit Hilfe der beiden Bezugspunkte der Erzählzeit und der Zeit der Fabula festgestellt werden. Die semantische Relevanz, die an sich in der Erzählung ausschließlich dem Erzählten als solchem, d. h. dem Sujet zukommt, wird also, was die Zeit betrifft, dadurch begründet, daß wir über diese Bezugspunkte verfügen: über die Zeit einer Fabula, die wir durch das Sujet oder hinter dem Sujet erkennen können, und über die Erzählzeit.

BAUMANN. — Nach W.-D. Stempel liegt die Voraussetzung für die Strukturierung der Diachronie in der a-chronischen Bedeutungsanalyse. Das Ungleichzeitige wird so aufgefaßt, als sei es gleichzeitig. Und dieser Gedanke ist mit dem Hinweis verbunden (Vorlage p. 57), daß die ‚erzählte Zeit‘ — oder mit H. R. Jauß zu reden: die ‚Dauer der Erscheinung‘ — im sprachlichen Zeichen synthetisiert sei. Unter den Begriff des Zeichens, der hier auf die Verbalprädikate beschränkt ist, ließe sich nun der ganze Text des vorliegenden Märchens fassen; dieser Zeichenbegriff wäre auch im Sinne der ersten These der Vorlage von P. Hartmann. Könnte man nicht auch für dieses Zeichen eine Synthetisierung der erzählten Zeit auf der ersten Stufe des Verständnisses annehmen? Die Instanz, die diese Synthetisierung, d. h. die Umsetzung linearer und zeitlicher in simultane Textstrukturen, vornimmt, könnte man, mit einem Ausdruck M. BIER-

WISCHS, das Kurzzeitgedächtnis nennen; es läßt die sukzessive registrierten Informationen des Zeichens (Textes) nach Beendigung seiner Aufnahme zu einem a-zeitlichen mentalen Bedeutungskomplex zusammenschießen, und man hätte schon an diesem Punkt der Überlegung den Begriff der Zeit aus der Argumentation hinaus. Wir wären bei dem ‚Sinn‘ Coserius.

Eine weitere Bemerkung betrifft die Lesung des Stammbaums (p. 74 der Vorlage). Dort steht im linken Zweig ganz unten ‚Entfernung‘, ohne Korrelat auf der anderen Seite. Im Märchen selbst erscheint die Entfernung der drei Raben (am Schluß von Sequenz I) als Bedingung für das nachfolgende Suchen (Sequenzen II—IV): mit *flogen auf und davon* ist die ‚Auslösung‘ dessen berichtet, was dann durch die eigentliche Geschichte ‚eingelöst‘ wird. So ließe sich neben das geschehens- und verlaufsorientierte Schema W.-D. Stempels ein mehr motivationsorientiertes stellen; darin würden auf der dritten Stufe, also unter



STEMPEL. — Ein Bedürfnis, die Zeit möglichst früh aus der Argumentation auszuschließen, besteht nicht (eher das Gegenteil); insofern erscheint die Ermittlung von Verlaufsbedeutungen, die den sie konstituierenden Momenten übergeordnet sind, schon sinnvoll, da sie anders gar nicht sichtbar gemacht werden können (cf. was oben zur Synthetisierung des zeitlichen Verlaufs im einzelnen Prädikat und zwischen zwei Prädikaten bemerkt wurde; die Synthetisierung setzt auf der untersten Stufe ein). Dennoch hat der von H.-H. Baumann vorgeschlagene Ansatz einer diskursiven Analyse auch seine Berechtigung; er entspricht in seiner Tendenz ungefähr dem, was R. BARTHES unter der Kombination von ‚horizontaler‘ und ‚vertikaler‘ Lektüre, bei der der Leser fortlaufend höherstufige Einheiten integriert, versteht (*Communications* 8,26). Man könnte in diesem Zusammenhang an eine

dener Weise artikuliert werden, denn es hat zunächst den Anschein, als ob hier das Verfahren, von der inhaltlichen Gliederung auf den Status der Artikulationselemente zu schließen, kompromittiert würde, weil man geneigt ist, umgekehrt nun von einem vorgängig ermittelten Wert dieser Elemente die inhaltlichen Beziehungen bzw. Einheiten zu bestimmen. Allerdings tritt diese Schwierigkeit, soweit zu sehen, hauptsächlich bei *si* und *et* auf, zwischen denen ein eindeutiges Abstufungsverhältnis, wie für *lors* und *si*, kaum erkennbar ist. Es müßten daher tatsächlich besondere Funktionen dieser Partikeln ausgemacht werden, um inhaltliche Untergruppierungen erfassen zu können, und so hat J. Rychner mit Recht die aspektuelle und prädikative Funktion von *si* hervorgehoben (diejenige von *et* wäre dagegen noch näher zu bestimmen).

RYCHNER. — Je ne veux pas allonger la discussion, mais je persiste à croire que l'on gagne à considérer l'organisation ou la structure de la narration non pas comme le reflet de la „réalité“ ou du sens des procès, mais au contraire comme une prise de possession de cette réalité; faute de quoi il n'y aurait pas de structure. Je conçois en conséquence les articulations du texte comme les moyens ou les marques de cette prise de possession, de cette mise en ordre, comme imposant à la réalité une certaine forme, et non pas comme dépendant de rapports préalables. Mais je reconnais bien volontiers que, comme si souvent, les points de vue en apparence discordants sont en réalité complémentaires et devraient s'enrichir l'un l'autre dans le va-et-vient de la dialectique méthodologique.

JAUSS. — Auf die von P. Hartmann gestellte Frage, woran ‚importance‘ (Wichtigkeit) im Text abgelesen und wie Hierarchiestufen innerhalb der Untereinheit angesetzt werden können, bietet die Analyse von J. Rychner nicht allein den Indikator der ‚nouveauité‘ (Eintreten des Neuen). Wie die Artikulation des Neuen kann z. B. auch Insistenz oder Verdopplung („redoublement“) ein Indikator für Wichtigkeit sein. Nur ist dabei zu beachten, daß Ausführlichkeit als Gradmesser für Wichtigkeit gelegentlich durch den Indikator der lapidaren Kürze (in Ver-

bindung mit Endstellung innerhalb einer Sequenz) kontrastiert werden kann. Ein weiterer Indikator ist ‚Überbietung‘, die auch mit der Schmidt'schen Kategorie der ‚Anschließbarkeit‘ beschrieben werden könnte. Auf p. 85 und 86 seiner Vorlage hat J. Rychner gezeigt, daß morphologisch immer drei Paragraphen zusammen eine Einheit bilden; der neue Einsatz in § 4 beginnt wieder *quant li rois*. Aber hier fallen die morphologische und die narrative Einheit auseinander. Der Erzähler hätte schon am Anfang des § 3 *quant li rois demenoit tel duel* sagen können. Er hat aber hier eine Verschiebung vorgenommen, indem er den dritten Paragraphen noch als gleichzeitig oder unmittelbar anschließend in die erste morphologische Einheit hineinnahm; *narrativ* fängt der neue Vorgang aber schon mit § 3 an. Es tritt hier also die erwartete morphologische Einheit in Kontrast zu der narrativen. Diese Asymmetrie — daß das *quant* erst bei § 4 kommt, obwohl es eigentlich schon bei § 3 stehen könnte — hat überbietende Funktion und kann wieder als ein Indikator für Wichtigkeit angesehen werden. In § 1 und 2 ist derselbe Vorgang mit anderen Personen sozusagen sparsam dargestellt, während in den §§ 3 bis 6 dieselben Phasen des Geschehens in einem pathetischen ‚dédoublement‘ erscheinen. Jede Gebärde wird wieder aufgenommen und übersteigert, aber das Verfahren wird dadurch noch wirkungsvoller, daß das morphologische Muster, das J. Rychner aufgezeigt hat, zum narrativen Muster in Konkurrenz tritt.

COSERIU. — A propos des marques morphologiques des séquences. La notion de ‚séquence‘ me paraît très importante puisqu'il s'agit évidemment d'une sous-unité définissable du texte. Mais je me demande s'il y a vraiment des marques morphologiques plus ou moins constantes. Par exemple, on pourrait concevoir aussi la *Chanson de Roland* comme une série de séquences. Or, il me semble que dans la *Chanson de Roland*, il n'y a presque pas de marques. Ou bien les marques y sont des marques de contenu. Par exemple: *Un duc i est, si ad num Falsaron; c'est-à-dire: présentation d'un nouveau personnage dont on n'a pas encore parlé. Ensuite on raconte ce qui lui arrive et au moment où il est abandonné, la séquence est finie. En d'autres termes:*

ce qui commence et conclut la séquence, ce sont des faits exclusivement de contenu, sans aucune marque morphologique particulière.

Une question encore en ce qui concerne l'opposition entre *et* et *si*. Il me semble — mais je n'ai pas étudié la question — que, toujours dans la *Chanson de Roland*, *et* peut se trouver aussi entre deux séquences (en tant qu'élément d'union ou bien en tant que signe du passage d'une séquence à l'autre), tandis que *si* ne se trouve jamais entre deux séquences différentes: il apparaît toujours à l'intérieur d'une séquence. On pourrait dire par conséquent que *si* fonctionne, en tant qu'unité démarcative négative: par sa présence on sait que la séquence n'est pas finie. De ce fait on pourrait songer à la possibilité d'une contribution importante de la linguistique du texte à la détermination de la fonction de langue de certaines unités. Dans notre cas, par exemple, la fonction grammaticale de *si* en français appartiendrait à la „linguistique des textes français“: il s'agirait d'une unité destinée, au niveau de la langue, à une certaine fonction textuelle („élément d'union à l'intérieur d'une suite narrative“).

RYCHNER. — La structure de la *Mort Artu* rappelle en effet parfois celle de la *Chanson de Roland* par l'importance qu'y prend l'opposition dramatique de quelques protagonistes. Les laisses de la chanson correspondent souvent à ce que j'ai appelé ici séquence de même sujet, en ceci qu'une laisse peut être consacrée en effet à l'„action“ d'un héros. Puis-je rappeler que, dans mon essai descriptif de la chanson de geste, j'ai considéré la présence d'un sujet nominal personnel comme caractéristique des „vers d'intonation“ de la laisse. Cf. d'ailleurs ci-dessus, p. 82.

COSERIU. — Sans doute, mais le nom du héros ne se trouve pas matériellement et nécessairement au début de la première phrase de chaque séquence. Que le héros soit présenté au début d'une séquence, c'est donc un fait de contenu: il s'agit de sémantique plutôt que de morphologie.

RYCHNER. — Je n'ai pas dit que le sujet nominal de la séquence fût nécessairement en tête de phrase; il est postposé dans le

premier exemple de séquence que j'ai donné (p. 82s.): *Lors s'afiche Lancelos seur les estriés*. La présence d'un sujet nominal est-elle un fait de contenu? N'est-elle pas tout aussi bien une marque morphologique s'opposant à la présence d'un sujet pronominal ou à l'absence d'un sujet explicite? La preuve en est qu'un sujet peut être repris sous forme nominale même s'il est identique au sujet de la phrase précédente, c'est-à-dire sans aucune nécessité sémantique. — Quant à la fonction démarcative de *si*, l'idée extrêmement intéressante en soi, se heurte pourtant au fait que *si* peut être suivi d'un sujet nominal: 37/32 *Si les tint li rois de Norgales en son ostel* etc. Il faudrait comparer cette attaque aux autres attaques à sujet nominal pour savoir si elle mérite le statut d'attaque de séquence, mais en tout cas, le *si* à lui seul n'est pas le signe qu'on reste à l'intérieur d'une séquence de même sujet. A cet égard, le signe le plus clair est l'absence d'un nouveau sujet! Je retiens cependant que M. Coseriu pense que la fonction même grammaticale d'une particule pourrait être définie par la linguistique du texte; c'est une idée analogue que j'essayais de développer tout à l'heure en réponse à M. Stempel.

JAUSS. — Ein weiterreichendes Ergebnis der morphologischen Analysen von J. Rychner ist auch der Befund, daß die Personenhandlung in *La Mort Artu* in einem überraschenden Ausmaß über die Beschreibung der Dingwelt dominiert, während z. B. in den vorangegangenen Versromanen das Deskriptive sein Eigenrecht bewahrte und der Ortswechsel geschwehnishaft artikuliert war. Wie kam es zu dieser Entdeckung, die das System der mittelalterlichen Erzählgattungen neu beleuchtet?

RYCHNER. — C'est en observant les attaques de phrase que je me suis rendu compte de l'importance des sujets personnels et de l'importance dérisoire des objets. Dans ce roman, les choses n'apparaissent pas; vous n'avez pas de chose qui soit le sujet d'un développement; jamais vous n'avez de description qui dise par ex.: „Ce château était construit de cette façon, situé en tel endroit etc.“, dans une suite de phrases qui aurait pour sujet un nom de chose. Cela n'existe pas. Et cela est vrai de presque tous les romans en prose du moyen âge. Le fait que

Materials entscheidend wichtig sind, da man sonst das gar nicht erkennt und beschreiben kann, was E. Coseriu die ‚Konstitution von Sinnebenen‘ nennen würde. ‚Sinn haben‘ setzt voraus, Zeichen als Vehikel zu benutzen, Vehikel, die in sich bedeutungshaltig sind, so daß damit die Bedeutung ein Vehikel für einen weiteren Bedeutungsgrad wird. Das ist ein Ansatz, der es erlauben würde, von einer primitiven Art von Sprachanalyse wegzukommen, die feststellt, was „dasteht“ und dies oder jenes bedeutet. Wie grob man das anfängt, ist eine andere Frage; aber sobald man so verfährt und differenziert genug arbeitet, sieht man, daß dies wahrscheinlich das Entscheidende ist für eine ‚Verwendungslinguistik‘, die man ja haben muß, wenn man literarische Texte behandelt, da diese ‚verwendete Sprache‘ sind. Der Text eines Autors besteht ja nicht mehr im System einer Sprache oder im Lexikon oder im Elementinventar, sondern in dem, was der Autor, also z. B. Goethe damit gemacht hat; das gilt es zu eruieren.

COSERIU. — Noch ein paar Fragen zur Vorlage von U. Figge, zunächst in bezug auf die ‚Proverba‘. U. Figge behauptet, daß es solche überhaupt nicht gibt. Ich vertrete seit vielen Jahren in Vorlesungen und Vorträgen die Meinung, daß die Pro-Verba in den Sprachen zwar selten, jedoch nicht ausgeschlossen sind. Einerseits finden wir in verschiedenen Sprachen Verba, die auch als Proverba funktionieren können, so z. B. *faire* im Französischen und in noch höherem Maß *to do* im Englischen (im Interrogativsatz und im negativen Satz). Für den grammatikalisierten (nicht-lexikalischen) Gebrauch solcher Verben verwende ich eben die Bezeichnung ‚Pro-Verb‘, denn ihre Funktion ist in diesem Fall gerade die, andere Verben zu ersetzen. Andererseits gibt es eine Art ‚Ersatzverben‘, die ausschließlich als solche funktionieren, wie z. B. *cosare* in der italienischen Umgangssprache, das einem nicht näher bestimmten Inhalt ‚irgend etwas tun‘ entspricht. Wenn einem der richtige Ausdruck nicht unmittelbar einfällt, so kann man z. B. *dammi quel cosino per cosare* sagen. Was da eigentlich gemeint ist, muß natürlich aus der Situation hervorgehen, ebenso wie bei den üblichen Pronomina. Dies gilt

sowohl für das Ersatzverb *cosare* als auch für das Ersatznomen *cosino*.

Eine gewichtigere Frage betrifft die Auffassung U. Figges von der Textebene. Es gibt nämlich diesbezüglich drei Möglichkeiten, und mir ist nicht klar geworden, welche von diesen drei Möglichkeiten U. Figge meint. Ist für ihn die Textebene etwa eine Ebene der Einzelsprache, eine grammatische Ebene jenseits der Ebene des Satzes? Dies wäre eben die erste Möglichkeit. Eine Textebene kann tatsächlich bis zu einem gewissen Punkt in dieser Hinsicht angenommen werden, da sich bestimmte Sprachregeln gerade auf die Textgestaltung — z. B. auf die Verbindung der Sätze in einem Text — beziehen, so daß eine Textgestaltung auch als einzelsprachlich „richtig“ bzw. „falsch“ angesehen werden kann. Wenn man z. B. in einem deutschen Satz *zwar* sagt, so erfordert dieses *zwar* etwas (*aber*, *jedoch* usw.) in einem anderen Satz. Hierzu gehören auch die Regeln der transphrastischen Pronominalisierung nach der Aufzählung. *Dies* (bzw. *Das*) *sind nutzlose Bemerkungen* ist richtig im Deutschen, aber *questo sono osservazioni inutili* wäre falsch im Italienischen, denn im Italienischen muß es *queste sono osservazioni inutili* heißen. Im Lateinischen wäre es falsch, in einer Aufzählung *primum*, dann *demum* und dann *deinde* zu sagen: die Reihenfolge muß *primum*, *deinde*, *demum* lauten. Wenn man noch ein viertes Element hat, so muß man *primum*, *secundum*, *deinde*, *demum* sagen. Wenn noch etwas hinzukommt, heißt es *primum*, *secundum*, *tertium*, *deinde*, *demum*. Und wenn einem nach *demum* noch etwas einfällt, so kann dies nur noch mit Hilfe von *postremum* hinzugefügt werden. Das ist eine grammatische Regel des Lateinischen, die gerade die Textkonstitution im Lateinischen betrifft. In dieser Hinsicht existiert also eine Ebene des Textes auch für die Grammatik der Einzelsprachen.

Andererseits — und dies ist die zweite Möglichkeit — kann man mit ‚Textebene‘ eine allgemein-sprachliche Ebene meinen, d. h. eine immer noch sprachliche, jedoch nicht mehr einzelsprachliche Ebene. Dies ist die Ebene, in bezug auf welche Bewertungsausdrücke, wie etwa „klar“, „kohärent“, „zweideutig“, „falsch“, „wahrhaft“ usw. für Texte verwendet werden. Auch diese Textebene untersteht gewissen Regeln, jedoch sind

dies allgemein-sprachliche Regeln: ein „inkohärenter“ oder „unklarer“ Text ist allgemein-sprachlich „inkohärent“ bzw. „unklar“ (der berühmte Anspruch *Ce qui n'est pas clair n'est pas français* hat nichts mit den Regeln der französischen Sprache als solcher zu tun). Einige von den soeben erwähnten Bewertungsausdrücken können sich zwar auch auf andere Ausdrucksmöglichkeiten beziehen, jedoch nicht alle: es wäre z. B. kaum zulässig, etwas anderes als einen sprachlichen Text als „Lüge“ zu bezeichnen; auch „eindeutig“, „zweideutig“ beziehen sich an erster Stelle auf Sprachliches, aber gerade meist nicht auf Einzelsprachliches.

Drittens — da gerade auch vom sog. kommunikativen Inhalt gesprochen wurde — kann mit ‚Textebene‘ die Ebene der Sprachtexte als Kommunikationsmittel gemeint sein, d. h. eine Ebene, auf welcher diese Mittel unter anderem auch sprachlich, jedoch sehr wohl auch nicht-sprachlich sein können. Es war vorhin z. B. von der Verfilmung sprachlicher Texte die Rede. Und man könnte an analoge Textentsprechungen in der Malerei oder in der Musik denken. In diesem Fall hätten wir es mit einem noch höheren Begriff von ‚Text‘ zu tun, und zwar mit dem Text als Objekt der allgemeinen Semiotik. ‚Text‘ würde in diesem Fall einfach ‚Kommunikationsmittel‘ oder, besser, ‚sinntragendes Faktum‘ (als Vorgang, Ding oder Sachverhalt) bedeuten. ‚Sinn‘, d. h. Textbedeutung, würden in dieser Hinsicht nicht nur sprachliche Texte, sondern auch Filme, Bilder, Musikstücke usw. haben. Auf dieser Ebene könnte man sogar ohne weiteres sagen: „Dieses Bild hat genau denselben Sinn wie die *Divina Commedia*“.

Diese drei Begriffe von ‚Textebene‘ bzw. ‚Text‘ sind freilich in gleichem Maße zulässig, und ich hätte nichts gegen den einen oder den anderen einzuwenden. Nur möchte ich gerne wissen, ob U. Figge ‚Textebene‘ bzw. ‚Text‘ in einzelsprachlicher, in allgemein-sprachlicher oder in allgemein-semiotischer Hinsicht meint. Oder meint er die drei Begriffe zugleich, und zwar ohne die notwendige Unterscheidung?

FIGGE. — Zunächst was die ‚Proverba‘ angeht: Alle zitierten Beispiele — *tun, faire, cosare* — sind vom sprachlichen System her keine Proverba, d. h. Verba, die solche des Kontexts wieder aufnehmen können. Sie sind die inklusivsten verbälfähigen Se-

meme, die es gibt; an ihre Stelle können daher, unabhängig von den Verben des Kontexts, weniger inklusive Verben treten.

COSERIU. — Was ist dann bei U. Figge ‚pro-‘ in Pro-Nomen, Pro-Adjektiv, Pro-Adverb, Pro-Nomen-proprium, Pro-Verb? Denn m. E. gibt es das alles. *Fulano, Mengano* usw. sind im Spanischen Pro-Nomina-propria, denn sie stehen für Nomina propria, dt. *Dingskirchen* ist ein Pro-Nomen-proprium. Für die ganze Kategorie könnte man die Bezeichnung ‚Pro-Lexem‘ verwenden. Ein ‚Pro-Lexem‘ kann weiterhin ein Wort sein, das in der betreffenden Sprache auch anders funktioniert, aber es muß eben wirklich auch als ‚Pro-‘, als Ersatzelement funktionieren, und erst in dieser Verwendung ist es eigentlich ‚Pro-Lexem‘. *Dingskirchen* im Deutschen und *Rocca Cannuccia* im Italienischen funktionieren — wenn ich mich nicht irre — ausschließlich als Ersatzpronomina. Anders verhält es sich im Italienischen mit *Peretola*, das zwar der wirkliche Name eines bestimmten Ortes ist, aber auch als Pro-Nomen für irgend einen nicht weiter bestimmten, kleinen oder unwichtigen Ort gebraucht wird.

FIGGE. — *Dingskirchen* kann ich aber nur für einen Namen sagen, den ich nicht weiß, aber nicht für einen, den ich schon geäußert habe, insofern ist es zumindest nicht anaphorisch.

HARWEG. — Darf ich eine vermittelnde Rolle spielen? Wir müßten unterscheiden zwischen zwei verschiedenen Verwendungsweisen des Morphems ‚Pro-‘, einer paradigmatischen und einer im wesentlichen syntagmatischen. U. Figge meint, indem er an Anaphorizität denkt, offensichtlich die syntagmatische und E. Coseriu, indem er an inklusive Begriffe oder Namen zu denken scheint, die paradigmatische.

FIGGE. — Ich stimme zu.

COSERIU. — Pronomina sind nicht nur anaphorisch, Pronomina treten sowohl für ein schon geäußertes als auch für ein noch nicht geäußertes (evtl. nicht bekanntes) ‚Nomen‘ ein.

HARWEG. — Letzteres allerdings wohl nur in Verbindung mit Zeiggesten; sie bilden dann eine spezifische Subkategorie der Pronomina, die sogenannten deiktischen. Diese gewinnen übrigens durch die erwähnte Verbindung mit Zeiggesten jeweils den Status von — potentiellen — Textanfangselementen. Fehlt hingegen die Zeiggeste, so sind sie Textfortsetzungselemente, d.h. Anaphorika. Will man nun in diesem letzteren Sinne auch von Proverba sprechen, so muß man die erwähnten Verben — *tun, faire, cosare* usw. — mit einem pronominalen Element wie *das* verbinden, z. B. *Rauchst du schon wieder? Das sollst du doch nicht tun.* Das so verstandene Proverb bestünde also nicht aus einer Form von *tun* usw. allein, sondern aus einer Verbindung dieser Form mit einem pronominalen *das* o. ä.

Im Rahmen der Textkonstitution können diese Proverba übrigens nicht ohne eine zusätzliche Anaphorik an einer zweiten Stelle verwendet werden. So kann man z. B. nicht sagen *Peter schläft, Franz tut das*, sondern man muß sagen *Peter schläft, Franz tut das auch*, und in diesem *auch* ist implizit ein zweites anaphorisches Element enthalten.

FIGGE. — Zu den anderen Fragen von E. Coseriu. Was zunächst das Beispiel **questo sono osservazioni inutili* betrifft, so zeigt es, daß die Verwendung von Pronomina gewissen Regeln unterliegt. In diesem Fall handelt es sich um eine Kongruenzregel. Nach anderen Regeln kann man in bestimmten Kontexten überhaupt kein Pronomen gebrauchen, weil sonst Unklarheiten gestiftet würden. Was hat das aber mit dem Text zu tun?

COSERIU. — Es sind dies Erscheinungen, die zur Ebene des Textes gehören und zugleich einzelsprachlich bedingt sind. Wir haben es also hier mit einer Ebene zu tun, die zwar ‚Textebene‘ ist, die aber die Gestaltung der Texte im Deutschen bzw. im Italienischen usw. betrifft und folglich zur einzelsprachlichen Grammatik gehört. Die Grammatik des Deutschen hört deshalb nicht mit der Ebene des Satzes auf, sondern sagt uns auch, was in einem Satz für die Konstitution eines weiteren Satzes bestimmend ist oder umgekehrt, was in einem Satz durch die Konstitution vorhergehender Sätze bestimmt ist. Die Grammatik

des Deutschen sagt uns dagegen nicht, wie ein Sonett aufgebaut ist. Auch in diesem Fall haben wir es mit Regeln zu tun, die die Textgestaltung betreffen, jedoch sind dies keineswegs Regeln der deutschen Sprache. Auch wenn es Sonette nur im Deutschen gäbe, wären trotzdem die Regeln keine Regeln der deutschen Grammatik.

FIGGE. — Die angeführten Erscheinungen zeigen eben, daß es nicht einzelsprachliche Ebenen oberhalb des Satzes gibt, sondern daß in jeder Einzelsprache unterhalb des Satzes Elemente vorgeesehen sind, die zur Konstitution von Texten dienen. *Primum, secundum, deinde, demum, postremum* gehören zwar zur Grammatik des Textes, konstituieren aber nicht den Text, sie zeigen nur, daß in der Sprache der Text vorgesehen ist. In einen solchen Zusammenhang möchte ich auch — um auf eine Frage von P. Hartmann zurückzukommen — das Problem der Wortarten stellen.

Was E. Coserius zweite Möglichkeit (‚Textebene‘ als allgemeinsprachliche Ebene) betrifft: da handelt es sich in der Tat schon um ‚Text‘, nämlich um die Normen seiner Konstitution. Erst mit der dritten Möglichkeit kommt er aber zu dem, was ich ohne Einschränkung ‚Text‘ nennen würde: zum Kommunizierten, soweit es sprachlich bezeichnet wird.

sche Verhaltensweisen wie etwa Ironie usw., falls man nicht geradewegs die drei ‚Naturformen‘ Lyrik, Drama und Epik hier anführen will.

Schließlich ein letzter Punkt, der auf die Ausgangsfrage zurückführt. E. Coseriu unterstreicht zum Schluß (IV. 2) mit Recht den Abhängigkeitsstatus dichterischer Sprache, deren Verabsolutierung auf etwas nicht mehr rein Sprachliches ausgerichtet ist, d. h. poetischen Zwecken wie der „Interpretation der Welt“, dem „Schaffen von möglichen Welten“ dient; dies würde bedeuten, daß ‚dichterische Sprache‘ immer nur zu verstehen ist als ‚Sprache in dichterischer Verwendung‘. In der Tat ist die Freisetzung von Sprache, ihre Selbstdarstellung nicht schon Dichtung; diese muß den Rahmen oder die Rechtfertigung abgeben, damit die Verabsolutierung in die poetische Sinnstiftung überführt werden kann und keinen „Unsinn“ darstellt. Wie aber soll dies geschehen, wenn nicht doch durch die poetische Funktionalisierung der Sprache, da die bei der Sprache allgemein schon feststellbaren Möglichkeiten einen Aktualisator benötigen, um zum Ereignis zu werden (*cf.* II. 7)? Gewiß wird der Sprache in der Dichtung „eigentlich keine Funktion hinzugefügt“ (*ib.*), aber eine Funktionalisierung findet eben doch statt, und ihr Träger ist das Dichterische als solches. Die Frage, was dies denn sei, kann hier umgangen werden mit der Feststellung, daß Dichtung von der Sprache her gesehen als etwas Funktionelles, nicht Substantielles aufzufassen ist. Die Voraussetzung dazu liegt in der Umwandlung des Vorgangs der Aufnahme beschlossen, die die sprachliche Äußerung in der Dichtung nicht ‚praktisch‘ versteht, sondern als solche betrachtet, d. h. ästhetisch wahrnimmt, weswegen die Dichtung auch keine Redundanz kennt. (Das „Verständnis“ ereignet sich, wie E. Coseriu zum Schluß feststellt, nicht auf der rein sprachlichen Ebene, sondern der des Textsinns, der infolgedessen einer rein linguistischen Analyse kaum mehr zugänglich ist). Nur so läßt sich die Tatsache begreiflich machen, daß sowohl dichterische Texte ‚praktisch‘, wie umgekehrt ‚praktische‘ Texte dichterisch gelesen werden können.

COSERIU. — Ergänzend zu dem Referat möchte ich auf zwei Punkte eingehen. Zunächst zum Begriff der ‚Alterität‘, den ich

für entscheidend halte. Der Grund, weshalb CROCE und andere Philosophen Sprache und Dichtung identifizieren, ist wohl der, daß sie von einem absoluten, universellen Subjekt ausgehen, das alle möglichen Subjekte in sich aufnimmt; dabei handelt es sich bei CROCE nicht etwa um das empirische Individuum, sondern um den Geist selbst als Subjekt. Von dieser Position her stellt man natürlich sowohl im Falle der Dichtung als auch im Falle der Sprache nichts anderes als Geist und Objektivierung des Geistes fest. Dagegen glaube ich, daß diesem sogenannten absoluten Subjekt eine Dimension des existentiellen Subjekts fehlt, und zwar die der ‚Alterität‘, durch welche sich das Subjekt als ein Subjekt unter anderen Subjekten erkennt und gleichzeitig sich selbst als mögliches Objekt für andere Subjekte versteht. Auch gerade an dem Ort, wo Sprache und Dichtung identifiziert werden — d. h., bei CROCE, im Moment des sprachlichen Schaffens — hat nun die Sprache (oder das sprachlich schaffende Subjekt) diese Dimension der Alterität. Die sprachliche Tätigkeit ist immer auf einen anderen ausgerichtet, auch wenn dieser andere nicht anwesend ist. Es muß aber betont werden, daß es hier nicht um Kommunikation von etwas an einen anderen, sondern um Kommunikation mit einem anderen geht: um die Tatsache, daß der andere im sprachlichen Schaffen stets vorausgesetzt wird. Dichtung ist dagegen wesentlich Tätigkeit eines absoluten Subjekts; der Dichter spricht mit niemandem, er objektiviert einfach sich selbst. Daß er sich u. U. doch auf andere beziehen kann, ist ein praktisches Moment, das in Wirklichkeit nichts mit der dichterischen Tätigkeit als solcher zu tun hat. Bei der Sprache ist also die Alterität konstitutiv, bei der Dichtung hingegen nicht, da sich in der Dichtung das empirische Subjekt als universelles Subjekt versteht und sozusagen die Verantwortung für alle möglichen Subjekte übernimmt. Deshalb dichtet der Dichter mit der Überzeugung, daß gerade so und nicht anders gedichtet werden muß, daß seine Art zu dichten die einzige Möglichkeit des Dichtens überhaupt ist. Daher stellt er sich selbst auch als Modell dar. Darin besteht eben das ethische und pragmatische Moment der dichterischen Tätigkeit, durch welches die sog. literarischen Gattungen ihre Begründung finden, da diese in der Tat, ihrem ursprünglichen Sinn nach, diesem ethisch-

pragmatischen Moment, d. h. dem Sich-als-Modell-Präsentieren entsprechen.

Der zweite Punkt betrifft die Form der Textanalyse und die Textlinguistik. Gehen wir davon aus, daß die Sprache als absolute Sprache Dichtung ist, dann müssen wir auch annehmen, daß der dichterische Text ideelles Modell für alle Texte ist, und zwar in der Weise, daß wir bei nichtdichterischen Texten immer wieder feststellen müssen, was ihnen fehlt, was in ihnen nicht aktualisiert ist, welche Möglichkeiten, die in einem dichterischen Text hätten aktualisiert werden können und in der Sprache überhaupt immer schon vorhanden sind, in diesen Texten aufgehoben worden sind. JESPERSEN hat einmal, wenn auch mehr beiläufig, darauf hingewiesen, daß z. B. Wörter wie engl. *bat*, franz. *chauve-souris* und dt. *Fledermaus* in einem Zoologiebuch „dasselbe“ bedeuten, insofern man in diesem Fall nicht an eine „kahle Maus“ oder an „Maus“ denkt, da in einem solchen Zusammenhang die sprachlichen Zeichen nicht alles leisten, was sie leisten könnten, und nur noch rein denotativ funktionieren. Würden wir nun die Sprache eines Zoologiebuches untersuchen, so müßten wir feststellen, was darin gegenüber der Sprache schlechthin, d. h. der dichterischen Sprache, fehlt bzw. „amputiert“ worden ist. Nichtdichterische Texte wären also immer als Reduzierungen der Sprache schlechthin zu untersuchen, und das erste, was dabei festgestellt werden müßte, wäre die Aufhebung, die Neutralisierung gewisser Möglichkeiten der Sprache als solcher.

Nun zu der Frage von W.-D. Stempel in bezug auf die Unterscheidung von poetischer und literarischer Sprache. In der Tat habe ich diese Unterscheidung nicht gemacht, und zwar deshalb nicht, weil ich mir von ihr nicht viel verspreche. Ich habe das Wort *Dichtung* mit der deutschen Bedeutung verwendet, die nicht nur Gedichte, sondern auch Romane, Erzählungen usw. einschließt. Es ließe sich übrigens anhand von Texten zeigen, daß die verschiedenen literarischen Formen nach denselben Kriterien analysiert werden können, ohne daß dabei ein wesentlicher Unterschied zwischen poetischer und literarischer Sprache erkennbar wird.

Ein letzter Punkt betrifft W.-D. Stempels Einwand bezüglich

der literarischen Gattungen. Ich glaube, daß wir oft Opfer einer empirisch-wissenschaftlichen Betrachtung der historischen Tatsachen sind, wenn wir aufgrund des getrennten Vorkommens der Texte dazu neigen, sie als Individuen zu betrachten, die zu Klassen gehören sollten. Wir verwechseln dabei ‚Gruppe‘ mit ‚Klasse‘. Die Klasse wird völlig anders definiert als die Gruppe. Eine Gruppe kann Klasse sein, muß es aber nicht. Eine Gruppe kann z. B. eine Familie sein, d. h. eine historisch gegebene Gemeinschaft von Individuen. Die literarischen Gattungen sind Individuen und, in dieser Hinsicht, auch ‚Gruppen‘ oder, wenn man will, historische ‚Familien‘ (auch bei der Einteilung der Sprachen ist in diesem — wenn auch nicht im biologischen — Sinne die Metapher ‚Sprachfamilien‘ durchaus berechtigt, da es sich nicht um Naturgegenstände wie die Steine oder die chemischen Elemente handelt, sondern jeweils um historische Gegenstände, die sich historisch entwickelt haben und in der Form verschiedener ‚Individuen‘, d. h. verschiedener historischer Sprachen, erscheinen). Der ‚Roman‘ z. B. ist nicht etwa eine Klasse, sondern etwas Individuelles: ein historisches Individuum, das sich in verschiedenen Texten historisch entwickelt hat, so ungefähr wie das Latein, das sich zu den verschiedenen romanischen Sprachen entwickelt hat. Die literarischen Gattungen kann man deshalb — wie die historischen Sprachen — nur beschreiben, nicht aber definieren. Alle Versuche, hier charakteristische Züge anders als historisch zu bestimmen oder diese charakteristischen Züge ahistorisch zu interpretieren, sind meines Erachtens verfehlt. Die Frage: „Was ist ein Roman?“ ist meiner Ansicht nach ebenso sinnlos wie: „Was ist ein Latein?“, denn eine literarische Gattung ist einfach eine historische Tradition.

SCHMIDT. — Wenn es zutrifft, daß literarische Sprachen der allgemeine Fall und alle anderen Sprachen nur reduzierte Sprachen oder Sonderfälle sind, wenn ferner die poetische Sprache des kommunikativen Elementes entbehrt, dann ist schwer zu verstehen, wie es überhaupt Sprache geben kann. Auch an so etwas wie Literaturwissenschaft wäre dann nicht mehr zu denken; gegenüber den Erzeugnissen des Dichters bliebe dann nur noch die Möglichkeit, sie zu bestaunen oder sie in irgend einer Weise

auf sich wirken zu lassen. Wenn Dichtungssprache in dem von E. Coseriu beschriebenen Sinne funktioniert, wäre keine Möglichkeit gegeben, irgend etwas auf Eindeutigkeit hin zu befragen, d. h. irgend eine wissenschaftliche Prozedur vorzunehmen.

Demgegenüber möchte ich kurz darstellen, wie man vielleicht doch — entgegen der These I. 11 a von E. Coseriu — die Möglichkeit einer Literaturwissenschaft konzipieren könnte. Eine Theorie der Literaturwissenschaft müßte wahrscheinlich zwei Teile, einen kategorialen und einen empirischen enthalten, wobei es sinnvoll wäre, mit dem kategorialen zu beginnen und zunächst eine Theorie aufzustellen, in der man noch gar nicht weiß, was Dichtung ist, sondern in der man von den vorliegenden sprachlichen Texten ausgeht und versucht, alle Angebote von Wissenschaften, die sich mit diesen sprachlichen Texten beschäftigen — Linguistik, Zeichentheorie, Kybernetik — zu benutzen und daraus eine Theorie zu bilden über das Benutzen von Sprache und über die semantischen Vorgegebenheiten dieser Benutzungsmöglichkeiten. Man würde dann die dichterischen Texte als Zellen innerhalb des allgemeinen Rahmens der Vertextungsmöglichkeiten nehmen und könnte dann etwa in folgenden Schritten prozedieren: ausgehend von der allgemeinen Theorie des Systems der Sprache und der Möglichkeiten bedeutungsvollen Sprechens auf der Grundlage dieses Systems hätte man dann als nächsten Schritt eine Texttechnologie zu konzipieren, d. h. einen theoretischen Entwurf der Möglichkeiten, rein topologisch oder strategisch mit sprachlichen Möglichkeiten zu arbeiten. In einem dritten Schritt wäre zu prüfen, wie eine Semantik auf dieser Grundlage erstellt werden kann und zwar in bezug auf die bedeutungskonstitutive Leistung des Textes, des Kontextes und der semantischen Bezugssysteme. In einem vierten Schritt wären dann Einflüsse aus der Geistesgeschichte oder der Biographie zu untersuchen, die ebenfalls als Bezugssysteme wirken können. Dies alles setzt noch keinerlei Begriff von Dichtung voraus, sondern geht lediglich davon aus, daß, aus welchen Gründen auch immer, gewisse Texte in eine bestimmte Rubrik ausgesondert worden sind. Diese befragt man nun danach, welche sprachlichen Möglichkeiten vom Vokabular, von den grammatischen oder texttechnologischen Möglichkeiten, von der Semantik und vom Bezugssystem

her bestehen. Wenn man diese allgemeine Theorie entworfen hätte, könnte man versuchen, Differenzqualitäten zu finden; es wäre zu fragen, ob man durch Prüfung solcher Texte, die man dichterische Texte nennt — wobei noch gar nicht gesagt ist, was Dichtung ist — im Rahmen einer Krieteriologie feststellen kann, welche solcher Verfahren rekurrieren. Hat man dies ermittelt, läßt sich in einem nächsten Schritt das Typische an diesen Rekurrenzen feststellen, das nun wieder abgehoben und in eine systematische Theorie eingefügt werden kann. Es wäre dann die semantische Komponente — immer in Differenz zu dem, was in Texten, die nicht mit dem Kennzeichen ‚dichterisch‘ ausgestattet sind, vorfindbar ist — zu ermitteln, und auf einer fünften Stufe schließlich eine Interpretationstheorie zu versuchen, in der die empirische Komponente zum Tragen kommt, indem man nämlich prüft, welchen Bezugsrahmen man braucht, um dem System von Verfahrensweisen und typischen Verfahrensweisen, von Repertoires und typischen Repertoireauswahlen einen Sinn zuzuweisen. Dieser Aufbau bedeutete also eine Umkehrung des Entwurfs von E. Coseriu, wobei von dem einigermaßen Bekannten, den linguistischen Theorien zur Sprache auszugehen und nach spezifischen Verfahrensweisen in einem Bereich, den man Dichtung nennt, d. h. nach dem ‚Literaturhaften‘ oder ‚Dichtungshaften‘ der Textverwendungen zu fragen wäre. Betrachtet man Textverwendung als okkurrente Weise der üblichen Sprachverwendung, so könnte eine Rechtfertigung dafür gefunden werden, Texte als typische auszusondern. Diese Typik wird dann auf dem kategorialen Hintergrund der Theorie, die man ohne Rücksicht auf solche speziellen Texte entwickelt hat, als Differenzqualität erklärbar im Hinblick auf die ‚Alltagssprache‘. Innerhalb der großen Theorien könnte man wieder zwei Klassen unterscheiden: alles was zum technologisch Beschreibbaren gehört, würde ich in den Bereich des Ästhetischen setzen; alles, was in die Interpretationskomponente der Theorie gehört, würde ich unter ‚Kunst‘ subsumieren, wobei dann der Sinn dieser beiden Begriffe sich aus den Resultaten der Aufsuchungs- und Differenzqualität ergäbe.

COSERIU. — Die Ausgangsfrage von S. J. Schmidt, wie man

von einer Sprache ohne Kommunikation ausgehen kann, beantwortet sich für mich dahingehend, daß die Kommunikation in der Sprache als solcher gerade nicht konstitutiv, sondern etwas Hinzugefügtes, etwas Praktisches ist. Wenn wir die Sprache als ‚reines Schaffen von Bedeutungen‘, als ‚reines Erfassen des Seins durch Bedeutungen‘ ansehen, dann ist dabei einfach keine Kommunikation festzustellen. Die Kommunikation ist zwar in praktischer Hinsicht sehr wichtig; logisch gesehen, was die Definition der Sprache betrifft, erweist sie sich jedoch als sekundär.

SCHMIDT. — Ist nicht gerade das Bedeutungselement innerhalb der Sprache nur auf der Grundlage des kommunikativen Aspekts möglich?

COSERIU. — Ich unterscheide zwei Arten von Kommunikation: ‚Kommunikation als Mitteilung‘ und ‚Kommunikation mit jemandem‘; was die Kommunikation mit einem andern betrifft, so stimmt es natürlich, daß sie die Grundlage der (intersubjektiv verstandenen) Bedeutung ist. Als wirklich zustande kommende ‚Mitteilung‘ ist dagegen die Kommunikation für das Wesen der Sprache keineswegs konstitutiv, denn Sprache oder Sprechen liegt auch dann vor, wenn die Kommunikation als Mitteilung gar nicht zustande kommt. Völlig anders verhält es sich bei der Kommunikation mit einem anderen: diese wird beim Sprechen stets vorausgesetzt, und zwar bereits dadurch, daß einem — gleichgültig, ob konkreten oder ideellen — Hörer die Fähigkeit, sprachliche Zeichen aufzunehmen, sie zu interpretieren und zu verstehen, im voraus zuerkannt wird.

Bezüglich der Verfahren zur Abgrenzung sprachlicher Modalitäten stimme ich S. J. Schmidt zu. Ich wollte jedoch gerade nicht von Verfahren und Technik der Abgrenzung bzw. Beschreibung sprechen, sondern zunächst einmal die Möglichkeiten feststellen, mit denen wir zu rechnen haben, so wie wir — und zwar bevor wir über eine diesbezügliche Methode verfügen — feststellen, daß es in der Sprache z. B. Phoneme gibt. Wir müssen zunächst wissen, was wir zu suchen haben, und erst dann können wir z. B. nach Phonemen suchen und uns fragen, welche Methoden sich für ihre Identifizierung und Abgrenzung eignen. Ausgangs-

punkt meiner Überlegungen war die Frage, welche sprachlichen Funktionen wir überhaupt in Texten finden können. Wenn also Bedeutungsfunktionen festgestellt worden sind, die durch verschiedene Relationen begründet sind, so ist damit freilich noch keine Methode zur Abgrenzung dieser Relationen entwickelt worden. Aber es ging eigentlich um prinzipielle und deshalb ursprünglichere Fragen, nämlich um die Frage, welche Relationen überhaupt zu erwarten sind, und dann um die Frage, wo wir diese Relationen als wirklich ausgenutzt finden können. Dabei hat es sich herausgestellt, daß die prinzipiell möglichen Relationen in der Form der Sprache funktionieren, die üblicherweise „dichterische Sprache“ genannt wird. Die Vermutung, daß die dichterische Sprache der funktionellen Vollkommenheit der Sprache schlechthin entspricht, ist dann naheliegend.

Im allgemeinen empfiehlt es sich übrigens, bei der Betrachtung aller linguistischen Probleme zwischen einer ‚universellen‘, einer ‚allgemeinen‘ und einer ‚historischen‘ (oder individuellen) Ebene zu unterscheiden. Dies gilt auch für die Probleme der Textlinguistik. Zu beginnen ist mit der allgemeinen Theorie, d. h. auf universeller Ebene. Als universell gilt jeweils das, was entweder zur Definition eines Begriffs gehört oder Korollar dieser Definition ist. So können wir sehr viel über die Struktur einer Sprache im voraus sagen, indem wir für sie das universell Notwendige annehmen (z. B. daß sie Ausdrucks- und Inhaltsebene haben muß, daß sie artikuliert sein muß, usw.). Im Falle der Textlinguistik bedeutet dies, daß wir uns an erster Stelle fragen müssen, was wir eigentlich unter ‚Text‘ verstehen, wie ein Gegenstand beschaffen sein muß, damit er ‚Text‘ ist, und was von der Definition dieses Begriffes abgeleitet werden kann. Diese Ebene der Betrachtung muß man — was leider nicht immer geschieht — von der zweiten Ebene scharf trennen, auf welcher dann empirisch-allgemeine Züge der untersuchten Gegenstände festgestellt werden. Denn es gibt sicherlich auf jedem Gebiet Züge, die nicht ‚universell‘, sondern nur ‚allgemein‘ sind, und die wir deshalb nur durch die empirische Untersuchung feststellen, nicht aber deduktiv annehmen können. Da nun solche Züge eigentlich nur für die schon untersuchten Gegenstände gelten, ist ihre Allgemeinheit jeweils nur eine provisorische. Wir dürfen zwar durch

Generalisierung annehmen, daß sie auch wirklich allgemeine Gültigkeit haben; wir müssen jedoch stets mit der Möglichkeit rechnen, daß die Verhältnisse bei den noch nicht untersuchten Gegenständen auch anders sein könnten. Auch bei den Texten müssen also die allgemeinen Züge empirisch festgestellt werden, und ihre allgemeine Gültigkeit kann jeweils nur als provisorisch, als Erwartungsschema angesehen werden. Schließlich gibt es auf der ‚historischen‘ Ebene als solcher keine Erwartungen, nicht einmal in der Form provisorischer Annahmen wie auf dem Gebiet des empirisch Allgemeinen. Das Einmalige muß eben im Einmaligen festgestellt werden, d. h. wir müssen einfach das einzelne Objekt als solches untersuchen. Dies bedeutet natürlich nicht etwa, daß die historische Untersuchung mit der Feststellung des Allgemeinen nichts zu tun hätte. Im Gegenteil, das Allgemeine gilt hier als Bezugsrahmen der Forschung: die Untersuchung des Individuellen wird erst dadurch ermöglicht, daß wir über gewisse Erwartungsschemata verfügen. Wir müssen jedoch stets auch mit der Möglichkeit rechnen, daß das einzelne Objekt aufgrund seiner Einmaligkeit diesen Schemata nicht entspricht. Die Erwartungsschemata, die sich eigentlich auf eine andere Ebene beziehen, sind hier zwar als Ausgangspunkt notwendig, sie können jedoch nicht die Deskription des jeweiligen Objekts ersetzen. Deshalb habe ich schon in der ersten Diskussion vorgeschlagen, die allgemeine Wissenschaft der Texte von der Analyse einzelner Texte zu trennen.

Wenn nun die dichterische Sprache mit der funktionellen Vollkommenheit der Sprache zusammenfällt — eine Annahme, die, in dem Maß, in dem sie auf empirischen Feststellungen beruht, zunächst nur als Erwartungsschema gelten kann —, dann hat die Frage nach den spezifischen Verfahren dichterischer Texte keinen Sinn, da die dichterischen Texte in ihrer Gesamtheit alle Verfahrensweisen enthalten müßten. Umgekehrt dürfte man innerhalb der Möglichkeiten der dichterischen Sprache spezifische Verfahrensweisen für andere Textarten feststellen können. Jede nichtdichterische Textart müßte in dieser Hinsicht einer bestimmten Wahl innerhalb der Gesamtheit der sprachlichen Möglichkeiten entsprechen. Sollte sich jedoch diese Annahme als nicht zutreffend erweisen (was ich freilich nicht glaube), so

müßten spezifische Verfahrensweisen auch für die dichterische Sprache ermittelt werden.

HARTMANN. — Der Unterschied zwischen den Positionen E. Coserius und S. J. Schmidts scheint darin zu liegen, daß S. J. Schmidt nach Beschreibungsformen für die dichterische Sprache sucht, während E. Coseriu eine Wesensfrage gestellt hat: er möchte zunächst wissen, was ein Text ist, und danach Kategorien bilden. Wenn man nun über die Wesensfrage hinausgelangen will, so muß für den zweiten Schritt die Frage gestellt werden, wie man solche Komplexe überhaupt beschreibt. Da ist es u. U. sehr sinnvoll, die dichterische Sprache, die man als absolutes und globales Phänomen gar nicht erfassen kann, weil sich in ihm immer nur Einzelstrebungen zeigen werden, beschreibungstechnisch als Sprache plus Funktion zu verstehen, und zwar nicht, weil die dichterische Sprache das ist, sondern weil man anders überhaupt nicht verfahren kann. Man erfindet am besten als konfrontatives Medium die normale Sprache, um einen Unterschied zu gewinnen zu dem, was dichterisch ist, denn man muß Unterschiede wie Erkenntnisse konstruieren, um einen wissenschaftlichen Ansatz überhaupt zu ermöglichen. Der Beschreiber sucht absichtlich ein oppositives System, so fremd, vielleicht auch so rücksichtslos, wie möglich, und beobachtet dann, was sich bei dieser Konfrontation zeigt. In dieser Weise ließen sich die Positionen vermitteln, und im Grunde ist die Linguistik nie anders vorgegangen.

COSERIU. — In dieser Hinsicht besteht sicherlich Einigkeit. Was jedoch die Beschreibung betrifft, so müssen die beiden Ebenen der Einzelsprache und des Textes streng voneinander getrennt werden, denn sie weisen verschiedene Strukturen auf und erfordern deshalb auch verschiedene Betrachtungsweisen. Bei der Ebene der Einzelsprache haben wir es mit einem einzelsprachlichen Ausdruck und einem einzelsprachlichen Inhalt zu tun, und zwar wiederum auf verschiedenen Strukturebenen (einschließlich der ‚Textebene‘, in dem Maß, in dem diese einzelsprachlich gestaltet ist und somit zur einzelsprachlichen Grammatik gehört). Auf der Ebene des Textes hingegen werden Aus-

druck und Inhalt (Bedeutung) der einzelsprachlichen Ebene zum Ausdruck für eine andere Art Inhalt, und zwar für den Inhalt, den wir hier wiederholt ‚Sinn des Textes‘ genannt haben. Bei der Ebene des Textes haben wir es zwar erneut mit dem gleichen Schema ‚Ausdruck-Inhalt‘ zu tun, jedoch ist diese Ebene nicht einfach eine weitere Strukturebene der Einzelsprache (wie etwa die grammatische ‚Textebene‘), denn in Wirklichkeit steht sie all den einzelsprachlichen Strukturebenen gegenüber. Alles, was zu den verschiedenen einzelsprachlichen Ebenen gehört, und alles, was sprachlich gemeint bzw. verstanden wird (auch Situationen, Personen sowie all das, was die Personen sagen und tun), wird nämlich auf dieser Ebene einfach zum Ausdruck des ‚Sinns des Textes‘. Auch hierfür gibt es empirisch gegebene Begriffe. Wenn wir z. B. sagen, daß gewisse Äußerungen „witzig“, „interessant“, „ironisch“ usw. sind, so sind damit keine Kategorien gemeint, die die Ebene der Sprache als solcher bzw. der Einzelsprache betreffen, sondern eben Kategorien, die sich auf die Ebene des Textes beziehen, auf der das sprachlich Gegebene (Ausdruck + Inhalt) als Ausdruck für diese Textinhalte angenommen wird. Denn nicht die einzelsprachliche Äußerung als solche — d. h. als „deutsch“, „italienisch“, „französisch“ usw. — ist z. B. „ironisch“, sondern eben nur die Äußerung als Text.

HARWEG. — Es stellt sich die Frage, ob nicht einige der Phänomene, die E. Coseriu unter dem Begriff des Sinnes zusammenfaßt hat und die er als Besonderheiten der dichterischen Sprache ansieht, statt dessen eher unter den Begriff der Metasprache fallen. Die Ironie z. B. ist ja offensichtlich nicht auf die dichterische Sprache beschränkt. Es wäre deshalb zu fragen, welche Kategorien von ‚Sinn‘ für die dichterische Sprache als typisch sollten gelten können. Vielleicht ein Phänomen wie (richtige oder falsche) (Re-)Etymologisierung in bedeutunggebender Funktion? Aber auch ein solches Phänomen ist ja nicht rein auf die dichterische Sprache festgelegt, findet es sich doch gelegentlich auch in philosophischer Literatur wie z. B. bei Heidegger.

Ein zweiter Punkt betrifft Phänomene wie z. B. den Reim — ein Phänomen, das nun in einem ganz besondern und aus-

schließlichen Sinne für die dichterische Sprache spezifisch ist. Besonders charakteristisch für den Reim scheint mir, linguistisch gesehen, die Aufhebung der Solidaritätsbeziehung zwischen Ausdrucks- und Inhaltsebene und somit die Verabsolutierung einer dieser beiden Ebenen, nämlich der Ausdrucksebene, zu sein. Es erhebt sich somit die Frage, ob es sich beim Reimen tatsächlich, wie allgemein angenommen wird, um die Ausnutzung einer sprachlichen Möglichkeit im vollen Sinne des Wortes, d. h. um die Ausnutzung einer im System der Sprache verankerten Möglichkeit handelt.

JAUSS. — Nachdem E. Coseriu seine Differenz zu CROCE an der Dimension der ‚Alterität‘ wie auch an der abzulehnenden Trennung von poetischer und literarischer Sprache (*poesia e non-poesia*) verdeutlicht hat, wäre wohl auch ein anderer Crocianismus in seiner Vorlage abzubauen. Dort wird Dichtung zumeist am Werk der „großen Dichter“ veranschaulicht, und zwar nicht allein im Fall der Kritik an der Abweichungsstilistik, die Dantes Sprache nicht als ‚Originalität‘ gegenüber der sog. Gemeinsprache zu charakterisieren vermöge (Vorlage II. 1), sondern offenbar auch schon bei der These, daß alle Wirkungen eines Textes im Text selbst begründet seien, mithin nichts am Text, auch keine materielle Einheit des Textes, „materiell erwartbar“ sei (Vorlage I. 11 b). Ist diesem Textbegriff nicht unvermerkt CROCES Auffassung von Poesie unterlegt? Wie könnte ein Text von allem Erwartbaren isoliert vorgestellt werden, wenn nicht als ein Werk der Poesie im Sinne CROCES, das als vollkommene Einheit von Intuition und Ausdruck absolut wäre, aber losgelöst alles Erwartbaren und Gattungshaften zugleich auch vollkommen unverständlich erscheinen müßte? Ist nicht die einzelne Dichtung wie jeder literarische Text auf jene Alterität angewiesen, die E. Coseriu als konstitutiv für Sprache überhaupt ansieht? Setzt nicht auch das Werk des großen Dichters selbst dort, wo es als Sprachschöpfung alles Erwartete negiert oder übertrifft, noch Vorinformationen und eine Erwartungsrichtung voraus, an der sich seine schöpferische Neuheit bemißt — jenen Horizont des Erwartbaren, der sich aus einer Tradition oder einer spezifischen, durch eine Gattung (oder auch mehrere) ver-

mittelten Einstellung konstituiert? Auch wenn der große Dichter mit der Überzeugung dichtet, daß „dies die einzige Möglichkeit des Dichtens ist“, kann sein Werk doch nicht in ein informativisches Vacuum hineingestellt sein. Andererseits zeigt gerade ein großes Werk wie das Dantes, daß die einzelne Dichtung keineswegs die Sprache in funktioneller Vollkommenheit zu entfalten vermag, sondern ständig auf partielle Funktionen reduziert ist, in Automatismen der Selbstnachahmung verfällt oder kommunikativen Absichten dienstbar gemacht wird. Insofern scheint es mir kein Zufall zu sein, daß E. Coseriu seine These mehr und mehr an der dichterischen Sprache überhaupt verdeutlicht hat: offenbar vermögen die dichterischen Texte erst in ihrer Gesamtheit die totale Funktionalität der Sprache zu entfalten, während die einzelne Dichtung durch Alterität und damit durch einen Horizont der Erwartbarkeit charakterisiert bleibt.

COSERIU. — Zu den Fragen von R. Harweg ist zunächst einmal allgemein zu bemerken einerseits, daß all die von ihm genannten Verfahren (auch die Etymologisierung), sofern sie eben sprachlich sind, wohl jeweils mit einer Einzelsprache zusammenhängen, daß dies jedoch mit ihrer Textfunktion nicht zusammenfällt; andererseits, daß ich diese Verfahren keineswegs als „Besonderheiten der dichterischen Sprache“ ansehe (wenn man annimmt, daß die dichterische Sprache virtuell der Gesamtheit sprachlicher Verfahren entspricht, so kann man natürlich nicht von „Besonderheiten“ dieser Sprache sprechen).

Diese Verfahren sind also jeweils einzelsprachlich bezogen und einzelsprachlich bedingt (so wird z. B. die Etymologisierung im Deutschen wohl anders als im Französischen sein); auf der Ebene der Einzelsprache sind sie aber nicht etwa ‚Etymologisierung‘, ‚Ironie‘, ‚Rhythmus‘ usw., denn dies sind eben Textkategorien, nicht einzelsprachliche Kategorien. Was ferner ihr Verhältnis zu den Texten betrifft, so muß bemerkt werden, daß für diese Verfahren wohl ‚Textfunktionalität‘ angenommen werden darf (es sind nämlich virtuell sinntragende bzw. zum Sinn gehörende Verfahren), daß sie jedoch als solche keine ‚Textfunktion‘, d. h. keine bestimmte Sinn-Funktion haben, denn diese kann nur im jeweiligen konkreten Text festgestellt werden. Der Sinn eines

Textes ist aber ein Ganzes, zu dem nicht nur die sprachlichen Verfahren als solche beitragen, sondern auch außersprachliche Umstände (empirische Situation, kulturelle Zusammenhänge, zeitlicher Bezug zu anderen sprachlichen und nichtsprachlichen Handlungen usw.), sowie äußere Eigenschaften des Textes selbst (z. B. seine Länge) u. a. Dies sei an einem Beispiel erläutert, durch das zugleich deutlich wird, wie dasselbe Element gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen funktionieren kann. Es handelt sich um *i* im Lateinischen. Ohne Bedeutung ist *i* ein Phonem; in bezug auf die lexikalische Bedeutungsebene ist es Ausdruck eines lateinischen Lexems, das etwa dt. „gehen“ entspricht; mit kategorialer Bedeutung ist es ein lateinisches Verb; wenn auch die grammatische Bedeutung hinzugezogen wird, ist *i* eine bestimmte Form des Imperativs; weiterhin kann *i* als ganzer Satz funktionieren, und schließlich kann es auch einen ganzen Text darstellen. Erst in diesem letzten Fall hat lat. *i* jeweils einen bestimmten Sinn. Dies geschieht z. B. in der bekannten Geschichte von den beiden Römern, die gewettet hatten, daß jeder den kürzesten Brief schreibt. Der erste schrieb *eo rus*, der zweite antwortete darauf mit *i* und gewann dadurch die Wette. Nun, zum Sinn dieses Textes (des Antwortbriefes) trägt nicht nur lat. *i* mit all den von ihm implizierten sprachlichen Ebenen bei, sondern auch die Bedingungen der Wette, die Tatsache, daß der andere Wettende *eo rus* geschrieben hat, sowie die nicht weiter zu unterbietende Kürze des Textes.

Was nun das Verhältnis der hier erörterten Verfahren zur dichterischen Sprache betrifft, so müssen wiederum zwei Fragen unterschieden werden, nämlich: 1) ob einige dieser Verfahren, wie z. B. die Ironie, nicht eher unter den Begriff der Metasprache fallen, und 2) inwiefern kann eine Sinnkategorie als für die dichterische Sprache typisch gelten. Zur ersten Frage: die Ironie als Faktum gehört sicherlich nicht zur Metasprache, sondern einfach zur Sprache und zwar zur Sprache auf der Ebene des Textes; der Fachausdruck ‚Ironie‘ als Name dieser sprachlichen Erscheinung gehört wohl zur Metasprache, jedoch nicht anders als ‚Etymologisierung‘, ein Ausdruck, der ebenfalls textbezogen ist, oder als ‚Passiv‘, ‚Aktiv‘, die hingegen einzelsprachlich bezogen sind. Zur zweiten Frage: In dem Sinne, in dem ich „dichte-

risch“ verwendet habe (= „sprachschöpferisch“), kann das Problem der Besonderheiten einer dichterischen Sprache, wie schon angedeutet, überhaupt nicht gestellt werden. Üblicherweise wird jedoch „dichterisch“ auf das bezogen, was sich als dichterisch präsentiert und dichterische Qualität beansprucht. In dieser Hinsicht kann man wohl von „spezifischen Verfahren“ sprechen, die jedoch nicht universell begründet, sondern nur traditionsbedingt sind und als solche empirisch festgestellt werden können. Unter diesem Gesichtspunkt ist dann auch die Ironie natürlich nicht spezifisch dichterisch, aber ebensowenig ist es die Etymologisierung, da wir beide Verfahren auch in Texten finden können, die keine dichterische Qualität beanspruchen und sich selbst nicht als Dichtung verstehen. Man kann aber, wie W.-D. Stempel vorhin mit Recht bemerkt hat, auch Texte ohne dichterische Intention als Dichtung lesen und interpretieren. So z. B. kann man philosophische Texte als Literatur betrachten — Hegels *Phänomenologie des Geistes* z. B. ließe sich wie ein Roman lesen —, indem man sein Interesse nicht auf die philosophischen Ideen und Begriffe (die man evtl. auch anders darstellen könnte) konzentriert, sondern auf das Wie dieser Texte. In diesem Fall betrachtet man die dichterische Qualität der Texte als solche und man kann z. B. in dieser Hinsicht zum Schluß kommen, daß Hegel literarisch gesehen ein sehr großer Schriftsteller ist, Bertrand Russell hingegen, trotz des Nobelpreises, ein sehr kleiner (oder gar keiner). Dasselbe gilt nun sowohl für die Ironie als auch für die Etymologisierung, die in bezug auf die jeweilige dichterische Qualität betrachtet und je nach den Fällen positiv oder negativ bewertet werden können.

Zum Problem des Reims und zum Verhältnis von Ausdruck und Inhalt ist zu bemerken, daß es in bezug auf die Textfunktion prinzipiell zwei Möglichkeiten der Akzentuierung des sprachlich Gegebenen gibt: einerseits können die sprachlichen Bedeutungen, andererseits der sprachliche Ausdruck als Ausdruck für den Sinn hervorgehoben werden (vgl. z. B. die „übersetzbare“ Erzählkunst gegenüber der lautlichen Nachahmung). Auch im Falle des Reimes sind beide Möglichkeiten zugleich gegeben, nur wird eben die zweite besonders akzentuiert. Der sprachliche Ausdruck ist nämlich auch in diesem Fall Ausdruck für sprachliche Bedeu-

tungen (die reimenden Wörter bedeuten eben etwas), und diese Bedeutungen fungieren ihrerseits als Ausdruck für den Sinn, zugleich aber wird der sprachliche Ausdruck als solcher auch unmittelbar als sinntragend, d. h. als direkter Ausdruck des Sinns, angenommen, was eben durch den Reim besonders betont wird. Auch in diesem Fall wird also die Parallelität der sprachlichen Ebenen nicht eigentlich aufgehoben — es tritt nur entweder die eine oder die andere Ebene in den Vordergrund —, und die Interpretation des Textes muß auch in diesem Fall von der Verbindung von Ausdrucks- und Inhaltsebene ausgehen.

Schließlich zum Einwand von H. R. Jauß: Die „großen Dichter“ sind meines Erachtens gerade croceanisch zu verstehen, jedoch im echt croceanischen Sinn, der nicht qualitativ, sondern nur quantitativ gemeint ist. Nach CROCE gibt es eigentlich in qualitativer Hinsicht keine großen Dichter, vielmehr ist jeder Dichter in einem absolut gelungenen Gedicht eben so groß wie jeder andere. Die „Größe“ eines Dichters kann deshalb nur auf die Quantität der von ihm erzeugten vollkommenen Dichtung bezogen werden, da in der Vollkommenheit selbst natürlich keine Abstufung möglich ist. Mir ging es jedoch um etwas anderes als um die Möglichkeit, Maßstäbe für die Größe der Dichter festzusetzen: ich wollte nur darauf hinweisen, daß möglicherweise auch die historische Sprache mit der Dichtung in Verbindung zu bringen ist. Daß bei einzelnen Dichtern nicht alles anzutreffen ist, was in der Sprache möglich ist — im Hinblick nicht nur auf synchronische Möglichkeiten, sondern auch auf das Verhältnis zur Tradition —, versteht sich von selbst. Auf jeden Fall gilt aber, daß Dichtung sich selbst auch in sprachlicher Hinsicht als Modell versteht; es wäre deshalb auch jeweils zu untersuchen, was von den sprachlichen Ansätzen eines Dichters als gattungsbestimmend — als traditionsbegründend — wirksam geworden ist.